

Verbundkatalog Kalliope

Freundschaften, Jagden, Kaempfe. Eine Auswahl der schönsten Tiergeschichten

Bonsels, Waldemar

1950

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

FREUND SCHAFTEN, JAGEN, KÄMPFE -

EINE AUSWAHL DER SCHÖNSTEN TIERGESCHICHTEN

VON

WALDEMAR BONSELS -

FREUNDSCHAFTEN, JAGDEN, KÄMPFE.

Eine Auswahl der schönsten Tiergeschichten

von

Waldemar Bonsels

KAMPFE, JAGDEN
UND
FREUNDSCHAFTEN MIT TIEREN.

von
Waldemar Bonsels

KÄMPFE, JAGDEN
UND
FREUNDSCHAFTEN MIT TIEREN.

von
Waldemar Bonsels

INHALTSVERZEICHNIS.

ZUM GELEIT. VOM WESSEN DES TIERS.	Seite	1.
ERWACHEN.	"	6.
DIE DOHLN. (Aus "Mario und die Tiere")	"	10.
DER GRUSS AUS DEM DUNKELN.	"	15.
WINTER. (Aus "Mario und die Tiere")	"	20.
DER MARDER JAGT. (Aus "Mario und die Tiere")	"	25.
DIE SCHLANGE. (Aus "Mario und die Tiere")	"	27.
GONG. (Aus der "Indienfahrt")	"	38.
DER TIGER.	"	46.

ZUM GELEIT.

VOM WESEN DES TIERES.

Es liegt in der geistigen Entwicklung unserer Zeit, in der neuerwachten Sehnsucht nach Schau an Stelle von Wissen, dass das Tier in unserer Erlebniswelt eine andere, bedeutungsvollere Rolle zu spielen beginnt. Wir haben aufs neue erkannt, dass die Summe aller erforschbaren Einzelheiten an einem Geschöpf noch nicht ein Gramm seiner Wesenhaftigkeit ergibt, wie denn auch die Summe aller menschlichen Eigenschaften, seien es auch die besten, noch nicht ein Gramm Herz ergibt.

Was vor allem hinderte, das Wesen des Tieres recht zu begreifen, war die menschliche Ueberlegenheit als vorausgesetzte Norm zum Vergleich. In dem Umfang, als das Ergebnis wissenschaftlicher Forschung fälschlicherweise als Erkenntnis ausgegeben wurde, musste das Tier im Rangstreit erliegen, und es sank auf eine Stufe falscher Niedrigkeit, von der es nur hier und da sentimentale Liebelei in eine trübe Sphäre äusserlicher Zugehörigkeit oder missbrauchender Beachtung hob.

So entstand ein "Nacheinander" an Stelle eines "Nebeneinander" in der Betrachtung und Einschätzung. Es soll mich hier nicht zu biologischen Forschungen, zu Erörterungen von Entwicklungs- oder Abstammungslehren führen, auch nicht zu Behauptungen, die unerwiesen und absolut dargetan die Vorstellung einer besonderen Schau erwecken, sondern nur zu der Aussage, dass wir dem Wesen des Tiers nach meiner Ueberzeugung leichter gerecht zu werden vermögen, wenn wir es neben uns und in uns, und nicht unter uns erblicken.

Rangstreit ist das Vergnügen aller kleinen und unsicheren Seelen; die Freiheit der Schau und die schauende Liebe dagegen kennen keine Bewertung nebeneinander aufgerichteter Erscheinungsformen, sondern nur die Unterschiede

die ermöglichen, das Bild des All-Einen zur Harmonie zu ergänzen. Was beim Versuch einer solchen Einstellung den meisten hinderlich ist, auch bei den Bemühungen, das Tier in seinen seelischen Funktionen in das rechte Licht zu rücken, ist der Missbrauch, der selbst in den Regionen der akkuraten Wissenschaft und Forschung auf diesem Gebiet mit dem Begriff der "Zwecke der Natur" getrieben wird. Die Natur hat keine Zwecke, die Natur hat Pläne. Ich kann mich in diesen Zusammenhängen nur an solche wenden, die bei dieser Unterscheidung unmittelbar und intuitiv erfassen, was gemeint ist, die empfinden, welches Hilfsmittel die Einsicht weiterführt, welche Einstellung zur rechten Betrachtung beruhigt.

Die Forschung nach den Graden reflektierender Vernunft beim Tier, der Masstab jenes verpönten Rangstreits, im Bewusstsein oder im Unterbewusstsein die Voraussetzung der Ueberlegenheit des Menschen, führen am Wesentlichen des Tiers vorüber. Der klägliche Umschwung ins Gegenteil, die wehmütige Ueberschätzung des Tiers um seiner Arglosigkeit willen auf allen Gebieten, in denen sich der Mensch unter Menschen bedrängt fühlt, sei verworfen, bevor er dargetan ist. Wer sich in einer bedrängten Lebenslage, in ungeschickten Verhältnissen menschlicher Gemeinschaft lieber als Vögelchen im Walde sehen möchte, sei aus den Gebieten dieser Erwägungen in den Wald verwiesen; es wird ihm vielleicht helfen, wenn auch nicht auf die erwünschte Art.

Die Tatsache, dass man heute das Niedrigste im Menschen als tierisch zu bezeichnen pflegt, dass man kaum einen entwürdigenderen Tadel kennt, und andererseits der Wunsch, das Tier in seiner Art und Würde zu achten und zu verstehen, sollte die Blicke längst dafür geöffnet haben, dass hier im Haushalt der Begriffe Unklarheit herrscht. In Wahrheit stellt das Tier die lebendige Gestalt des Triebhaften ohne die Leitung der reflektierenden Vernunft dar und darin einen wesentlichen Teil auch der menschlichen Natur. Dieses

Lebensbereich unserer selbst beginnt uns heute auf neue Art wieder bemerkenswert zu erscheinen, und das Bild, das Sinnbild dieser Erscheinung, wird das Tier. Kein Volk der Welt erkannte dies geläuterter, vorurteilsfreier und geistig unabhängiger von jeder flachen moralischen Maxime als die Aegypter. Die Götter- und Heroengestalten ihrer religiösen Kulte stellen die Zweiheit von Gott und Tier im Menschen immer wieder im Licht einer Erkenntnis dar, in der der Mensch, wie auf dem Wege vom Tier zum Gott, vom Triebhaften zum Geistigen, noch an beide Elemente gebunden ist, noch gefesselt im Tier, schon befreit in Gott.

Wer die geistige Lebensgeschichte, die religiöse Mythologie dieses Volkes, die sich uns jetzt langsam zu erschliessen beginnt, mit Andacht und Einsicht verfolgt, gewinnt eine beglückend deutliche Betrachtungsform für das Wesen des Tiers, dem "Tierischen" ist der Fluch der Niedrigkeit genommen und dem Menschen das Laster des Hochmuts und der Ueberschätzung. Die Gottheit und das Göttliche sind in keinen unerreichbaren Himmel verbannt, und die Blüte des Geistigen hat ihre Wurzeln in erschütternder Wahrhaftigkeit in den Regionen des Unverfälscht-Triebhaften, des Tiers. Die Gegensätzlichkeit dieser Elemente, die uns beunruhigt und zerreisst, scheint bei den Aegyptern ohne Widerspruch vereint wie Wurzel und Blüte. Ob wir im Lauf der Entwicklung nicht zu grösserem Abstand vom Tierisch-Triebhaften gelangt wären? Ich glaube nicht. Wer es erweisen zu können meint, vergleiche Echnatons Herrschaft mit der Napoleons oder er bedenke die Scheiterhaufen auf dem Liebesweg der christlichen Kirche.

Vielleicht geben diese Gedanken einen Hinweis auf eine freiere Betrachtungsart und einen Lichtschein der Einsicht, wenn Absicht und Mühe vorliegen, das Tier zu schauen und sein Wesen zu erfassen. Die Mythe gibt bessere Bestätigungen für das Gesagte als die Legende und Fabel, welche letz-

tere das Tier zumeist nur als Gleichnis für menschliches Gehabe verwenden und darstellen. Sicherlich aber eröffnet diese Schau ein anderes, weites und helles Gebiet, das vom Sinnbildhaften dieser Einstellung mitten in die Wirklichkeit unseres täglichen Daseins führt, soweit der Mensch es in Gemeinschaft mit dem Tier vollbringt, soweit das Tier der tägliche Gefährte und Gehilfe des Menschen ist. Den Städtern ist hierfür der Sinn verloren gegangen, der lebendige Umgang mit dem Tier ist ihnen versagt, und mit dieser Entfremdung ist auch ein Teil der blinden Unterschätzung oder der sentimentalen Ueberschätzung entstanden. Ich meine mit dieser höheren Stufe der Einschätzung den Glauben an die Freiwilligkeit im Sinne der reflektierenden Vernunft, sondern die Zugehörigkeit und Verbundenheit des Ur-Triebhaften mit dem Licht des Geistes.

Ist es wahr, dass, wie Wurzel und Blüte, das Triebhaft-Unbewusste die untrennbare Grundlage und Nährmutter des Geistigen im Menschen ist, so sollten die Pläne der Natur, nach denen uns das Tier zum Gehilfen und Gefährten geworden ist, alle falsche Ueberlegenheit und Willkür des Missbrauchs ^{ver-} bannen. Wer den Hund in seiner Dienstbereitschaft, in seinem stummen, oft erschütternden Verlangen, den Willen des Menschen zu erfassen, wer die Ochsen vor dem Pflug, das Pferd als Reit- oder Zugtier einmal wachen Auges in ihrer geduldigen Bereitschaft und aufopfernden Geduld gesehen hat, ist nicht mehr behindert in der Gefolgschaft eines Glaubens an eine magische Freiwilligkeit bis an die Grenze des Opferwillens. Das Kamel durchwisst die endlosen heißen Sandpfade der Wüste von seinen ersten Kräften an bis zum Zusammenbruch, ungezählte Tausende von Kilometer, wie nach einem ganz neuen, umgestalteten Gesetz seines Lebens, keines Danks gewärtig, gehorsam, freiwillig.

Eine in diesem Verstand geordnete Schau auf das Tier im Sinnbildhaften und zugleich im einfach-praktischen Lebenssinn äusseren Verhaltens, ord-

net wie von selbst auch den Kampf zwischen Mensch und Tier, erhellt die Frage nach dem Recht des Tötens und gibt, aus tiefen Gründen der eigenen Beschaffenheit gehoben, die Masse für Pflege und Vernichtung. Man könnte diesen Gedanken weiterführen bis zu der Behauptung, dass die Herrschaft des Tiers um uns her in der Masse eingeschränkt worden ist und sein wird, als wir es im Verlauf der Weltentwicklung in uns selbst überwunden haben.

Es wollte gesagt sein, dass wir Menschen auf dem Wege zwischen Tier und Gott, in beiden gebunden, dem Wesen des Tiers nicht gerecht zu werden vermögen, solange wir glauben, es sei uns gegeben, vom Standpunkt einer vermeintlichen Vollendung und Ueberlegenheit aus, auf das Tier als auf ein Unvollendetes herabzuschauen. Das Tier vollbringt seine Entwicklung nicht unter uns, sondern neben uns, als ein Sinnbild der dämonischen Wesenselemente unserer selbst. Es gibt keine Ueberlegenheit, die den Hochmut rechtfertigte. Was uns im Licht der Erkenntnis unterscheidet, verpflichtet.

ERWACHEN.

Der erste Laut, der in das erwachende Bewusstsein der Tierseele sank war Wasserklang. Noch befangen im Naturschlaf des Winters, den alle Seelen schliefen, drang wie von überall her, aus Höhe und Tiefe zugleich, der Gesang des Elements in die aufdämmernde Sinnenwelt. Es lullte mild und wohl-tätig ein und weckte zugleich, es gab das ferne Gefühl des Lebendigen im Irdischen, rührte zart und drohend an Erinnerungen, nah, wie eben erfahren und zugleich fern wie die zeitlose Seinswelt. Ein Rauschen hoch aus grünen Schattendecken erhob sich mit dem Eindringen der Wasserstimme, und wie unter Schleiern ein sanft dahinwehendes Wissen von strahlendem Blau, das die Dinge sichtbar machte und Gestalten schuf.

Das junge Wiesel wusste nicht mehr, dass es im stärksten Frost der Wintertage, nach seinem ersten kurzen Lebenssommer, unter das Gebälk gekrochen war, unter dem es jetzt in Laub und Holzmoder am Bachrand ruhte. Die Gleichmässigkeit der pochenden Erdkräfte spann die erregbare Seele im wär-menden Schlupfwinkel in ihren Rhythmus ein, es war, als verwächse er mit Mächten, die aufnahmen und wieder zu sich verwandelten. Eine dumpfe Hörig-keit aus Schlaf und Vertrauen befriedigte, und der zeitlose Dahingang um-nachtete noch die Sinnenwelt.

Aber nun klang es an den Lichtpforten, die sich tief im kleinen Hirn hinter den noch erblindeten Augen öffneten, und die draussen wie drinnen leuchten mussten. Ein saugender Zug umfloss den Erdkomplex, den Wintersarg, das matt pochende winzige Herz, dessen Kreislauf sich aus dem Kreislauf des Alls in ein gesondertes Bereich der Bewusstheit umzubilden trachtete. Aber es war nicht allein dieser Klang voll mahnender Lockung, voll Schwüle und beseligter Eile, der die zuckenden Strömchen von Ungeduld und Willenstrieb

auslöste, sondern ein anderes höheres Element, eine stumm rufende Kraft von grosser Allmacht. Draussen im Wasser klang es als ein fremdes Geräusch des Andersartigen, aber diese zweite Macht, die bis in die Zellen und Kammern des Körpers zog, fand einen Widerhall und eine Blutantwort im eigensten Sein des kleinen Tiers.

Es war Wärme, Wärme noch ohne Licht, ein feines, stilles, barmherziges Erglühen, aus dem es wie süsse Verpflichtungen aufstieg, wie Verheissung und Dauer, das Ureigenste und das Allweben waren zugleich darin. Es hauchte die Lider der geschlossenen Augen an und machte ihren Glutkern begierig nach seinem Lichtwesen, es rüttelte am Herzen, es prickelte im Kreisen des Bluts in den Gliedern. Nun rief es ein Aufzucken des ganzen Körpers hervor, einen Glutblitz von solcher Lebenssüsse, dass ein jähes Aushauchen des kleinen Raubtiermauls einen wehen stöhnenden Laut mit sich brachte.

Jedoch nun wieder, nach einer Spanne Zeit, besänftigtes ein dunkles Noch-Nicht. Ueber die kreisende Erde draussen sank der Frühlingsabend und die noch lange Märznacht. Aber mit dem Aufgang und Niedergang der kommenden Tage und Nächte wiegte die Weltseele das berührte Seelchen in ihrem Erdschoss in grossen Schwingungen langsam wach, bis zur mittäglichen Stunde in drängenden Wärmefluten ein gewaltiges Pochen und Toben an den Pforten des Wintergrabes begann. Der Bach brauste. Er trug Steingeröll und Holz zu Tal, er zischte und läutete, er erschütterte das Gefüge des Brückengebälks. Mit den Blutlauf des erwachenden Tieres vereinigte sich aller selige Lebenslärm des Frühlings nur im Bewusstseinsgebiet der zunehmenden Wärme, alles drang in seine Gewebe als Sonnengewalt. Der Lebenswille, wie übernommen aus saugendem Wurzelwerk, aus drängendem Keimen und Wasser- und Vogelgesang, stieg in seinen Tiergebilde zu herrlichem Triumph empor, und der entsunkene Leib reckte sich, das blinde Haupt suchte tastend den Weg

empor, die Erdschicht bröckelte nieder, das vermoderte Laub liess seine Däfte aufquellen, und in diese Regungen brach es jählings mit furchtbare Lichtgewalt herein, so dass das kleine Tier durch und durch erbehte. Es zuckte in die Nacht des Mutterschosses zurück, aber das Himmelsgold drang durch Fugen und Risse in die Geheimnisse der vollendeten Muttergnade ein und entkleidete sein Geschöpf von aller Nacht für sein neues Dasein im Glanzbereich der Älteren Mutter, der Sonne.

Immer noch geblendeten Auges, ganz eingehüllt und wie getragen von den Wohltaten des Lichts, streifte das Tier in seltsam verzerrten Windungen und Wallungen des Körpers den Schlafmantel der Winternacht von der sich langsam auflichtenden Seele, und das rascher rinnende Blut belebte den Körper Glied für Glied. Hilflos, wie ein Pflanzenkeim, schob sich der Leib am Bachrand hin der wärmeren Sandböschung zu, auf der die Märzsonne brannte. Die dunkle Decke des Fells und der weisse Leib schwiegen sich in die Farben der umgebenden Natur ein, als schützte die Erde ihr Gebilde mit weiser Fürsorge. Die noch schlummernden Tastorgane vermieden, in trauhafter Begabung für Gefahr und Gunst der Umgebung, die reissende Flut des Baches und die Übersharen Flächen, aber dann durchdrang die Sonnenglut das Blut in furchtbaren Lichtorkanen und berauschte sein Geschöpf bis zur Verzücktheit. Wie von einem Lichtwirbel ergriffen erhob sich das kleine Tier, taumelte empor, kreiste wie in einem magischen Opferschritt, gewann die strahlend besonnte Fläche des Feldes und tanzte dahin, immer noch blind, bezaubert vom gewaltigen März.

Erschöpft sank es zwischen die Schollen. Das zartlippige Raubtiermaul öffnete sich, die Zunge schmeckte das Licht und die Erdfuchtigkeit, die winzigen Nüstern bebten und sogen witternd die ersten Ahnungen seiner Lebenswelt in das erwachende Tierbewusstsein. Und langsam, wie sich ihrer

selbst erinnernd, flimmerten die Instinkte auf, das aus unendlicher Weite
ererbte Wissen der Art entliess die Kräfte zur selbsttätigen Wirkung nach
wunderbaren Plänen. Als sich die Augen zum erstenmal öffneten, schlug
sich der geschmeidige Körper jählings in die Erdfurche nieder, in einer
Windung voll Erschrecken, Vorsicht und Abwehr. Angstvoll und gierig
schnupperte die Nase am Erdreich, ein Wehen von fremder Tierart fiel in
die Sinne und weckte die Sucht nach Nahrung, der mächtige Trieb der Erhal-
tung gewann Raum. In der aufsuchenden, lichtsaugenden Hebung des Kopfes
ward das spielende Märzkind wieder zum herrlich gebildeten irdischen Tier,
mit Kraft und grosser Macht über seine Welt gesetzt. Zum erstenmal funkel-
ten die Steinaugen auf, deckten sich bewusst und glücklich mit den schüt-
zenden Lidern, und das dämonische Trachten ging nach nie endendem Dasein.

DIE DOHLEN.

Es ging ein starker warmer West und sang gewaltig. Mario zog ihm entgegen. Der Wind machte beinahe unvorsichtig, da man sich nicht wie sonst auf sein Gehör verlassen konnte, und der sorglose Aufruhr der Bäume und Büsche übertrug sich auf das eigene Blut. Es flatterte, schrie, raschelte, schwatzte und brauste umher, vom Boden empor bis zu den Gipfeln, alles reckte und dehnte sich aufgemuntert und belebt. Die Bodentiere hielten sich verborgen und die Vögel versteckt, nur ein Elsternpaar lärnte in einer Ulme und liess sich schauken und zausen. Mario kam so dicht an die Redseligen und Scheltenden heran, dass sein Pfeil sie erreicht hätte, aber er senkte den Bogen.

Auf seinem Weg erhoben sich die Ruinen des alten Schlosses; er kannte die Stätte schon lange, sie lag etwa eine Stunde von der Waldhütte entfernt gegen Südwest. Der Wald rückte an das alte Gemäuer heran und breit und wuchsig daran empor, er drohte es ganz zu verschlingen, aber noch ragten die Reste der Steingebilde über die Baumwipfel hinaus. Der Sturm sang in den öden Fensterhöhlen der Südmauer, die sich noch wie ein graues Felsgerippe in den Himmel erhob. Die Dohlen warfen sich um die Schroffen.

Ein verschütteter Weg, der von der Westseite her wie ein Bachbett in die Trümmervelt emporführte, liess sich noch erkennen, verwachsen und überwuchert, ganz zerfurcht von den Sturzbächen der Gewitter, die die Einfassungsmauern eingerissen und niedergelegt hatten. Der Ginster reckte seine dunkelgrünen Zweigbesen struppig aus den Ritzen, Efeu kroch still und schläfrig aus den Schattentiefen des ehemaligen Burghofs empor, und in einem zerbrochenen Fensterbogen, mitten darin, grünte ein wilder Kirschbaum.

Die Eidechsen blitzten und raschelten an den windgeschützten Sonnenhängen auf dem heissen bröckelnden Gestein, und das Heidekraut, hoch in Blüte,

deckte wie mattglühende Wolkenschatten die zerbröckelnden Gewölbe. Die abgesunkenen Ringmauern wurden vom Walde lautlos gestürmt, er verschlang ihre von Menschenhänden gebildete Gestalt, zermürbte das Gefüge, zerfrass und zerlegte Mörtel und Gestein. Das Farnkraut beschattete breit und dicht die Trümmer im feuchten Grund an den jäh abstürzenden Hängen, wie Decken aus grünem Spitzengewebe, und gewaltige Baumriesen brachen tiefer unten durch die Quadern.

Die Ruine wurde von den Dohlen beherrscht. Mario, der die Stätte der alten Zeit und des Verfalls liebte, stöberte nicht umher, sondern legte sich still und wohlgeborgen an den höchsten Platz, den er erreichen konnte, und wartete geduldig auf das Treiben, das sich zeigen sollte. Aber da geschah es ihm, dass der Flug der Dohlen ihn verzauberte.

Er sah von halber Höhe des Turmes aus, der sich über einen Mauerrand hin erklettern liess, ins Land hinaus nach Süden durch die Baumwipfel hindurch. Er war niemals so hoch über die Waldebene gelangt, und zu Anfang nahm ihn der lichte helle Ort und sein Blickfeld gefangen. Er fühlte sich wie von Wind und Helligkeit getragen und atmete froh. Wie ein hochgewelltes, ruhloses grünes Meer wogte unter ihm, unabsehbar weit, der herrliche Teppich des Waldes, von eilenden Wolkenschatten und dahinfahrenden Sonnenflecken überjagt. Das Geschrei der Dohlen hier oben enthielt so wild und sonderbar, was ihm das Herz bewegte.

Aber mehr noch ihr Flug. Nun, und mit seliger Zeit gewappnet im Ginstergemäuer ruhte und schaute, sah er über sich die Flüge und Stürze der schwarzen Vögel, die zuweilen stahlblau und violett schimmerten, wenn die Sonne ihr Gefieder abblinkte, als würfe sie ihr Licht mit Lust und Jubel in dies über alle Massen kühne Himmelstreiben. Zum erstenmal begriff Mario das Element der Luft, die vom Sturm entflammten Vögel lehrten es ihn ver-

stehen und im Bild erschauen.

Das war kein Fliegen mit regelmässiger Flügelmühe und sorgsamem Eifer der Schwingen, was die grossen Vögel dort oben trieben, das war ein Spiel mit den Windgeistern, o nein, viel mehr als ein Spiel, es war eine Herrschaft über die Luft, voll nie gesehener Berufung und erhabenen Wissens zwischen Himmel und Erde. Sie vertrieben einander von den höchsten Zinken und Gipfeln des Gemäuers, immer wie in einem heiteren Gezänke. Die Verjagte liess sich los, als stürzte sie ab - ja, sie fiel wirklich - aber da blinkte das Gefieder auf, und jählings riss der Wind sie hoch empor, als sei sie ohne Gewicht ein wirrer zerzauster Federbüschel in der jagenden Luft. Sie schlug sich nicht empor, sondern überliess sich dem Wind und er trug sie aufwärts, wie Segel stellte sie die Flügel gegen die Strömung.

Die Dohlen überschlugen sich, tauchten hinter die Zinken in den Windschatten, stiegen wieder kerzengerade empor oder torkelten windberauscht im Gebrause. Nein, sie flogen nicht, sie gaben sich dem Wind völlig und wehrlos hin, und wenn er sich ihrer bemächtigte, als seien sie seine verlorenen kraftlosen Opfer, kam eine mühelose kleine, kaum sichtbare Wendung des schlanken Körpers, der Steuerfedern, der Schwinge, ja nur eines Flügeleckchens, und sie fuhren davon, wohin es ihnen gefiel und triumphierten über den Sturm, als wäre er ihr genarrter Diener. Sie konnten nicht nur hinabstürzen, sondern auch hinauf, wahrhaftig, das vermochten sie. Es war oft, als schösse sie ein furchtbarer Stoss aus der Tiefe empor und grimmig zurück, aber dann, aus der Höhe, fielen sie nieder wie Steine, fingen sich unmittelbar vor der Felsecke, als prallten sie an eine gläserne Wand und landeten leicht und zart, als gäbe es keinen Sturm in der Welt.

Mehr und mehr flog Marios Seele mit, sie wurde ein Licht- und Windwesen wie die Tiere über ihm, er verstand und liebte den unsichtbaren Wind, der

ohne Anfang und Ende, ein singender tragender Weltenodem, zwischen Fels und Sonne die Seinen wiegte und sie zu sich erschuf, als würden sie erst in ihm, was ihre sorglosen Kräfte so strahlend machte. Durch die Vögel offenbarte er seine Allmacht und die lichte Freiheit seiner Natur, jedoch zugleich wurden Mario die Vögel durch den Wind vertraut. Ja ihm war, als flöge er selbst und als sei er gleichermassen in Wind und Vogel vereint; er konnte sich vor Glück nicht bergen.

Nun begannen die Dohlen, als sprächen Erinnerung und Traum, zu ihm zu reden: Einmal, Mario, weisst du es noch, verfolgten wir den Habicht, und der königliche Vogel flüchtete. Es war zur Zeit unserer Brut, als du am Tag zuvor die alten Münzen hier in der Burgruine in unseren Nestern fandest. In wilder Flucht entwich der Mächtige vor unserer Schar, du sahst es mit Schrecken und Verwunderung. Du erblicktest auch, wie er sich jählings hoch in der Luft zum Kampf, zur Abwehr rüstete, er schlug sich auf, schoss nieder, stand für einen Augenblick mit weitgespreiztem Gefieder in der Luft, wie ein Wappenbildnis, jedoch Schnabelhieb und Krallen verfehlten uns stets, nicht eine von uns traf oder verwundete er. Er ist stärker und furchtbarer als wir, aber unser Triumph über ihn liegt im Flug, unser Flug ist mächtiger als seine grosse Gewalt. Und er wandte sich erneut zur Flucht, als entsetzte ihn sein Streit mit den schreienden, schwarzen, gespenstigen Luftschatten, den unerreichbar gewandten und jähbeschwingten Vögeln, mit uns, den Dohlen. Wir sprechen vom Habicht, hörst du uns, Mario, von ihm, bei dessen Anblick die kleinen Vögel auf den Aesten vor Entsetzen erstarren, so dass sie wie gelähmt in Gestecke hocken, als seien sie tot. -

Die Sonne brannte, Mario erhob sich taumelnd, er brauchte Zeit, um sich in der Gegenwart zurechtzufinden, und seinen blinzelnden Augen, die lange ins Licht geschaut hatten, erschien die Umwelt für eine Weile schal und farblos.

Er schickte seine Blicke in die Weite, als habe er erst nun die Weite gelernt. Ihr Zauber überflutete ihn als ein Schmerz, wie Heimweh ... konnte man denn Heimweh nach der Ferne haben ?

Aus "Mario und die Tiere"

DER GRUSS AUS DEM DUNKELN.

Es war nicht viel Licht in den Gedanken des Mannes, der sich in der Abenddämmerung in die öde und enge Vorhalle eines Bahnhofes drückte und dort, den verschlissenen Überzieher fest um sich ziehend, fröstelnd auf einer Holzbank Platz nahm. Nur für einen Augenblick natürlich und ängstlich darauf bedacht, von niemandem für etwas anderes gehalten zu werden, als für einen hergerichteten, irdisch wohlbestellten Passanten, der sich für eine Weile auszuruhen gedachte, oder für einen Fahrgast, der sich ein wenig zu früh am Bahnhof eingefunden hatte.

Der Fremde grübelte stumm und einsam vor sich hin. Sorgen und Hoffnungen, wie sie mich jetzt schon seit langer Zeit heimsuchen, dachte er, sind im Grunde wohl eine Art Schutzwehr gegen den Verfall und die Ausschweifung des Gefühls. Mehr als fünfzig Jahre lebe ich nun, so oder so, und da ziemt es sich nicht mehr recht, mit Worten und Begriffen wie "einsam", "traurig" oder "sehnsüchtig" das gewappnete Herz zu erweichen, zu erniedrigen oder zu bedrängen. Nein, im Gegenteil, so war es immer schon, einsam, traurig, sehnsüchtig. Es war nie anders. Nur wer das Leben nicht kennt, wer gewissermassen neben ihm her, ohne Empfindungskraft und ohne hohe Forderung, seine Tage verbringt, vermeint, es sei anders. Neben dem Leben ist es auch anders, mitten im Leben selbst dagegen nicht.

Wären ein paar andere Gäste in dieser öden und kaum vom Licht beschienenen Holzhalle des Bahnhofes der kleinen Stadt zugegen gewesen, darunter sogar kluge und erfahrenen Menschen, die sich auf Beurteilung, Vergleich und Einschätzung verstanden hätten, so würden sie bei einer Betrachtung des Fremden etwa folgendes festgestellt haben:

Dieser Mann wartet ja eigentlich gar nicht auf einen Zug, er gibt sich nur den Anschein, oder er wartet überhaupt schon lange, schon immer.

Das wäre nicht einmal so schlecht beobachtet gewesen, auch nicht schlecht in Worte gefasst, denn es gibt tatsächlich Menschen, die ihr Leben lang warten. Wer einmal wirklich hat warten müssen, und noch dazu ohne rechte Hoffnung, weiss, dass Warten ein furchtbares Leid ist, ein ungreifbares, zehrendes, das die Kräfte verdirbt und den Sinn unsagbar ermüdet.

Zudem liess sich an dieser hockenden Gestalt in der Dämmerung deutlich erkennen, um so deutlicher, als es fast schon dunkel war, dass es nicht immer ein solch verlorener Ort gewesen sein konnte, an dem sie gewartet hatte. Wie rasch man doch bei verbrauchten Kleidern festzustellen vermag, dass ihr Träger einmal sehr gut zugeschnittene Anzüge getragen haben muss. Nur der einfache, einfältige, der arme, arbeitende Mensch versteht schlechte und verbrauchte Kleidung gut zu tragen. Sogenannte feine Leute können das nicht. Es ist nun einmal viel schwerer, vom behüteten, wohlgepflegten Wohnraum des Anstands und der Ordnung aus in der Gasse Halt zu finden als umgekehrt.

Gottlob waren in der Wartehalle keine Leute, die sich solche Gedanken hatten machen können. Da walteten der gedankenlose, feuchte Wind, der seinen unbekannten heimtlichen Weg zog, die verhüllende Dämmerung und die Kälte; gnädige Gefährten des Verlassenen, denn er wusste, nur er spürte sie, aber sie waren barmherzig genug, von ihm keine Notiz zu nehmen. Teilnahme, dachte er, weiter vor sich hin grübelnd, die überlasst mir. Im Elend braucht man die Teilnahme nicht, sondern nur die Möglichkeit, wieder selbst teilnehmen zu können. Das wissen nur die allerbesten Menschen, die sogenannten guten Menschen ahnen es nicht einmal. Sie neigen sich zu uns herab und zeigen uns damit nur die Tiefe, in die wir gesunken sind, unsere Verlassenheit und ihr eigenes Glück, das zornig macht. Wer kann durch äusserliche Wohltat Güte in ein elendes Herz zaubern? Zeig ihn mir!

Da, durch den Eingang, der zur Strasse führte, kam es rasch und niedrig am Boden hereingehuscht, lief durch die Wartehalle und machte vor der Schienenbahn halt ... ein kleiner Hund.

Das Tier war in das Blickfeld des Mannes geraten, der vor sich hinstarrte. Nun hob er den Kopf und sah dem kleinen fremden Eindringling nach, mehr mit den Augen allein als mit allen Sinnen, angezogen durch die Bewegung.

Der Hund schien die Stufe hinab zu dem Schienenstrang als eine Grenze zu betrachten, die nicht überschritten werden durfte. Es war noch hell genug, um das Tier beobachten zu können. Die kleinen bebuschelten Kopfverzierungen, die offenbar als Ohren Dienst taten, hoben sich etwas, die Nase schnupperte in die feuchte Weite, half den deutlich schwachen Augen und schien drüben im abendlichen Land allerhand Wünschenswertes festzustellen. Es wurde jedoch bald als unerreichbar abgelehnt, und ein gewächlicher Rundgang in der Halle begann. Zunächst fand der Fuss einer Eisensäule freundliche Beachtung, nur kurz und scheinbar ohne rechten Erfolg. Solche Bedürfnisse schienen zur leeren Gewohnheit herabgesunken zu sein. Trotzdem folgte ein wildherziges Scharren auf den kahlen Fliesen, die einem erhofften Sandboden galten.

Der neue Besucher schien den alten nicht bemerkt zu haben, der jetzt aus seiner Versunkenheit erwacht war und mit seinem Lächeln, von dem er nichts wusste, auf das kleine Tier schaute. Mein Gott, gab es denn so wichtige, so erregende Dinge in dieser öden Halle? Die unsichtbaren Spuren unter den Bänken schienen darüber zu berichten, wer sich den Tag über hier aufgehalten hatte. Ein Papierfetzen strotzte von Nachrichten. Die Steinplatten vor dem Fahrkartenschalter erschütterten durch die Fülle der Seelen und Seelchen, die dort immer noch hausten, im Dämmern, im Unfassbaren.

Der Mann rührte sich nicht. Wurde er übersehen? War er noch nicht entdeckt worden? Das war erstaunlich und sehr sonderbar, fast ein wenig kränkend. Ihm schien jetzt, als verstelle sich das kleine Tier, als täte es so, als sei es unbeobachtet. Sicherlich, dieses Entdeckungstheater in der Halle war ein wenig affektiert. Da sollte einer nun nicht lachen über dieses kleine Vieh, dessen unerforschbare Herkunft sich am deutlichsten in den Rassen kundtat, die es verkörperte.

Erschöpft schienen diese Erlebnis-Reichtümer der Halle zwar noch keineswegs zu sein, aber das kleine Tier zeigte sich ermüdet. Es nahm jetzt geradewegs Kurs auf den Sitzenden zu, näherte sich ihm ohne besondere Anzeichen von Freundschaft oder Zweifel und sog, dicht vor ihm angelangt, Art und Wesen des Fremden mit der Nase ein.

Es war fast dunkel im Winkel zwischen Bank und Eingang. In braunroten matten Lichtgarben erlosch der ferne Horizont, der sich vor dem Niedergang des Tages noch einmal spärlich aufgelichtet hatte, über den silbernen Linien der Schienen, die überklar, fast grell schimmerten. Der Mensch sah jetzt wach und fast gierig auf das Tier nieder, das sich ihm im Schatten-grund unten näherte. Aber es lehnte oder drückte sich nicht an seinen Körper, oh nein, das verbot ihm deutbar eine heimliche Scheu, ein wunderbarer tierischer Takt, die dunkle Wissensbescheidung seiner Art. Nein, es hielt sorgsam Abstand von jeder Körpernähe und berührte den Menschen nicht, kaum dass einmal die Pfote ein wenig fragende Gunst gewährte und Gewährung zaghaft am Schuh ertastete. Es legte sich dann in respektvollem Abstand, still und ernst am Boden neben dem Menschen, würdig in seiner Weise und deutlich endgültig. Hier sass man in der Dämmerung, hier wartete man. Gut.

So empfand der Einsame keineswegs, dass er selbst etwa hier gross oder gütig, nach Art besonders braver Menschen, einem armen Tier etwas

erlaubte und zukommen liess, sondern er fühlte, dass er etwas empfing. Nicht Gunst oder Gemeinschaft, nicht Vertrauen oder gar den heimlichen Wunsch und Willen, die Verlassenheit aufzuheben - das alles schien ihm plötzlich alt, verbraucht und von muffigen Seelen vertan und verspielt - er empfing eine dunkle und erschreckend wohltuende Ahnung aus der Urwelt des Unbewussten, einen Gruss des Triebhaften vom Welt Dunkel her, ein Heimwort der Dämonen, die das Licht suchten.

Und in einem Lächeln, das zu einem leisen, den ganzen Leib erschütternden Gelächter im Dunkeln aufstand, wurde ihm für einen lichten Augenblick erkennbar, wer er selber war: ein Mensch auf der Erde. Wie ein Schwarm von quälenden Insekten hob sich die Unrast der bösen Sorgen unter diesem Lachen aus dem Geräume der befreiten Seele. Nur ein einziges Gefühl blieb, wie im Gewebe der Freiheit, zurück, das Bewusstsein der Einsamkeit, die das Verlangen nach Gemeinschaft mit sich brachte.

Er erhob sich jählings, und mit festem Schritt ging er rasch von dannen. Es wäre zuviel gesagt, dass er nun den Gewinn eines neuen Ziels mit sich genommen hätte. Wohl aber wusste er seinen Weg, und die Dunkelheit von Land und Lebenssorge schreckte ihn nicht mehr. Das Tier folgte ihm.

IM WINTER.

Marios Sorge um die Tiere, als bald das Land mit seinen Wäldern, Fluren und Gewässern in Schnee und Eis lag, sollte eines Wintertages auf wunderbare Art beruhigt werden, und für immer dahinschwinden. Er wusste wohl, dass die meisten der kleinen und zarten Laubsänger mit dem scheidenden Herbst und seinen letzten Farben das Land verlassen hatten, um nach Süden in die Regionen der unvergänglichen Sonne zu ziehen, aber er wunderte sich, wie vielerlei Getier und auch Vögel noch den kalten schwarzen Wald mit seinem weiss-braunen Teppich im Winter bevölkerten.

Es zog ihn in den stillen hellen Tagen oft aus dem Wald fort und in das Bereich der Felder, die fern im Südosten begannen, mit dem hügeligen Land, dort, wo der Fluss in den Wald trat. Er verbarg sich zuweilen am Waldrand unter den schöngeschwungenen und dicht verschneiten Ästen der Fichten, unter denen es trocken war, und sah in die lichte Ebene hinaus, die der graue Fluss endlos und langsam durchzog.

Niemals trat er über den Waldrand hinaus in die Ebene des beschneiten Landes, seine eigenen Fusstapfen, die überdeutlichen Zeichen seines Daseins, so nackt und sichtbar unter freiem Himmel, schreckten ihn. Mario war kühn und entschlossen, frei und sicher geworden, solange ihn die Natur barg und ihn der Zauber des Abenteuers beseligte, aber scheu und vorsichtig bei allem, was ihn den Menschen hätte verraten können.

Eines Morgens lag er still, fest an den wärmenden Laubboden gedrückt, unter den Fichtenzweigen am Rand der Wiesen, nahe dem Fluss. Er war von der Waldseite her in sein Versteck gekrochen, nicht ein Bröcklein Schnee war von den Nadeln gesunken, still wie sein Blick war jede Bewegung, seine Vorsicht bereitete ihm Genuss. Es ging feuchte Tauluft, und die Morgensonne stand in

einem roten Dunst dicht über dem Horizont, es war, als wollte sie sich nicht weiter emporwagen. Die Oede und Leere des verschneiten Geländes dehnte sich ohne Trost und Hoffnung.

Ein Krähenpaar zeigte sich am Himmel und zog langsam heran. Sie flogen dicht hintereinander, nicht sehr hoch, eingehüllt in das leise pfeifende Schwingen ihrer Flügel.

Mario dachte daran, was dem Tierpaar aus der Höhe her sichtbar sein könnte, wie anders musste die Welt den Fliegenden erscheinen. Das weisse Feldermeer mit den schwarzen Inseln der kleinen Waldstücke, die Rinnsale der Bäche, kaum unterscheidbare Furchen in blauer Tönung, und das Bett des Flusses, lang und grau, in der Ferne im Dunst zerfliessend. Und endlos, wie ein schwarzes Meer, sein Wald.

Der Flug der Tiere war stolz, frei und gelassen, sicherlich zeigte das prachtvolle schwarze Gefieder keine Spuren der Winternot. Er sah die klugen harten Vogelköpfe, pfeilgerade gereckt, sie durchschnitten mit den weit offenen blanken Augen die Regionen ihres Elements, voll gesammelter Kraft und tierischer Würde.

Nun nahmen sie Richtung auf eine Baumgruppe am Flussufer, dicht vor ihm, umflogen sie, als gälte es, das Gelände hinter dem erwählten Ruheplatz zuvor zu überprüfen, und liessen sich dann mit schwerem Flattern, unsicher greifend, auf dem beweglichen Wipfel des höchsten Baumes nieder. Mit unnennbaren Sinnen durchforschten sie Raum und Luft, mit den geheimnisvollen Wesensaugen ihrer Art, deren Kräfte nicht mit den begrenzten Organen der menschlichen Sinneswahrnehmung zu vergleichen sind. Dies wusste Mario wohl, die unerhörte Ueberlegenheit des Tiers, dem alle Sinne wie in einer Einheit zu dienen vermochten, achtete er hoch. Es war, als dränge das Fern und Nah, das Oben und Unten durch die Stille, wie eine Erlaubnis zur Kraftentfaltung,

beredt und langsam in ihr Tierbewusstsein.

Der Knabe hielt sich ruhig wie ein Stein und atmete langsam. Es war deutlich, dies dort oben im Raum war keine zufällige Rast, es war das Ziel des Ausflugs, das fühlte er. Die Vögel beobachteten die weisse Schneedecke der Flusswiese unter sich, die Tierhäupter waren beide auf dies tote, leere, beschneite Erdstück gerichtet. Mario strengte die Blicke an, kein Leben verriet sich dort, nichts rührte sich. Das rötlich-braune Morgenlicht, schuf zarte Wellen von Licht und Schatten über die sanften Hügelchen und Unebenheiten dahin, die unter dem Schnee die Bildungen des Erdbodens verrieten.

Bald darauf schwang der grössere Vogel sich ab, offenbar das Männchen. Er legte sich, fast ohne Fittichschlag, in die grossen Flügel und glitt dicht über das Schneefeld hin, lautlos und rasch. Am Ende der Bahn hob er sich mächtig, die Schwingen pfffen, schlug sich empor, umkreiste die Wiese in weitem Bogen und landete wieder am Baum, diesmal an einer anderen Stelle.

Nach einer Weile erstarrten leblosen Hockens im Geäst wiederholten beide Vögel den sonderbaren Rundflug, beide dicht über dem Boden, und beide erst die Flügel regend, als das Gelände überglitten war, als fürchteten sie, die Stille über und unter der beschneiten Erdoberfläche zu stören. Mario erkannte deutlich, ihre Sinne wachten über dem Schnee, im toten Geheimnis lockte sie Leben, aber es war weder Schauen noch nur Lauschen, was sie im Dahingleiten vollbrachten, es war alles an Kräfteentfaltung, was die Natur ihnen verliehen hatte.

Dem Knaben war, als flöge er mit. Schauen und Hingabe vereinigten sich ihm in der beteiligten Seele zu so glückhafter Gemeinschaft mit dem Geschehen umher, dass er in sich ahnungsvoll die wirkenden Kräfte zu fühlen glaubte, es sog, plante, drängte und hoffte in ihm, als wäre er selbst in Not und Begierde, in Antrieb und Erfüllung verwoben.

Und nun offenbarte sich im weissen Tod das warme Lebenswunder. Der männliche Vogel unterbrach mitten auf der Wiese jählings seinen Gleitflug, die Flügel standen für eine Sekunde mit der ganzen Breite ihrer Fläche senkrecht gegen die anströmende Luft, so dass es für einen Augenblick aussah, als stünde er aufrecht, wie ein Wappennadler auf einer Münze. Er landete im Schnee und schien erstarrt. Sein Ankommen auf dem Boden war kaum spürbar, mit so geringem Aufwand und Anprall erfolgt, dass keines lebenden Wesens Ohr die Ankunft oder sein Dasein hätte erlauschen können. Er reckte sich hoch auf, in einer sonderbaren, fast komisch gespreizten Haltung, die den Hals verlängerte, als entsetzte ihn sein Spiegelbild am Boden.

Da hob sich nach kleiner Weile langsam unter seinem Kopf und Schnabel der Schnee am Boden und ballte sich, von einem unterirdischen Stoss angetrieben, zu einem Hügel auf. Der Stoss aus der Unterwelt wiederholte sich kräftiger, so dass sich in der deutlich hervortretenden Kuppel aus Schnee Risse und Sprünge bildeten, es brach Erde aus den Spalten und bröckelte tiefschwarz über die Ränder.

In diesem Augenblick fuhr der harte Schnabel mit einem furchtbaren Stoss zu und keilte sich tief, mitsamt dem Kopf, in das gelockerte Erdreich, so dass das dunkle, plötzlich wild entfachte Federwerk des ganzen Körpers erbrauste und rauschte, in einem weithin hallenden Geflatter über der Kampfstätte. Ein jäher Ruck löste den Vogel, wie in einem Sprung vom Boden, und die Zange des Schnabels warf einen grossen Maulwurf auf den Schnee. Aber schon hackte sie aufs neue zu, wunderbar sicher die Mitte des Geblendeten und hilflos Zappelnden fassend, und in weitausholenden schweren Flügelschlägen erhob sich der Vogel mit seiner Beute in die Luft. Hinter ihm strich die Gefährtin vom Ast, und die Morgenluft und das Licht der Weite trugen und borgen die Geschöpfe der Natur im Nebeltal der Fernen.

zu neuer Lebenskraft.

Mario lachte laut vor Glück. Ihm war, als sei er es, dem der Fang gelungen. Er vergass alle Vorsicht und sprang beseligt aus seinem Versteck. Sicherlich erschütterte ihn die Tiefe Erfahrung und das gute Geschick der Tiere am meisten, und doch war es mehr, fast traurig stimmte ihn nach einer Weile dies Schauspiel, und dass niemand als er es erblickt hatte.

Im Frohsinn seiner heiteren Stirn glänzte, ihm noch unbewusst, weit Höheres als nur diese Freude. Sanft wehte das Licht, ein neuer Glaube, noch blass und unbedacht, war in ihm entstanden. Aber war es denn nur die Klugheit und das Geschick der Vögel gewesen? Mario sann und lehnte sich an einen Baumstamm. War es den hungernden Tieren nicht aus dunklem Erdgrund entgegengekommen, als wirkte ein weiser heimlicher Plan? Der Knabe versank. Ihm war, als blendete ihn ein strahlender Kreis.

DER MÄRDERS JAGT.

Eines Tages, als Mario Steinpilze, Täublinge und Schweinsböhrchen im Hochwald suchte, und die ersten Blaubeeren ihn tiefer über die Mooshügel in den Tennendom lockten, hörte er über sich eine wilde Jagd im Gezweig, und mit dem auffliegenden Blick riss er den Bogen von der Schulter. Er sah ein Eichhörnchen rot aufblitzen und von der Tanne, vor der er stand, in die nächste springen, ein weit grösseres, dunkelbraunes Tier mit einem gelben Brustfleck und langem buschigem Schweif folgte ihm, deutlich erpicht, es zu fangen.

Es ging wie ein toller Wirbelsturm durchs Gezweig, die Äeste hinauf und hinsab, von Baum zu Baum. Mario vermochte leicht zu folgen, da die Jagd oft längere Zeit im Geäst und im Wipfel eines einzelnen Baumes tobte, er erkannte nun mit heissem Schreck, dass das Eichhorn von einem Baumarder verfolgt wurde. Zwei Fuss lang, zum mindesten, war der mächtige Jäger, Mario sah die kleinen Augen wie Steine blitzen. So heiss war der Marder von Beutegier und Raublust erfüllt, dass er nichts sah als sein Opfer, das wirr vor Todesangst und deutlich schon ermüdet um sein Leben floh. An Schiessen war nicht zu denken.

Einmal stürzten die Tiere hart an ihm vorbei am Boden hin, um einen mächtigen Stamm herum und dann empor, so dass die Rinde knisterte und sprühte; nun wieder hoch empor ins Wipfelgezweig. Einen Augenblick war es totenstill, und man sah nichts, dann schnellte wie ein roter Funke das Eichhorn hoch aus der Baumspitze in tollkühnem Satz über einen weiten leeren Raum hin ins untere Geäst einer Föhre. Der Zweig, der es empfing, bog sich mit der farbigen Last, das Eichhorn klemmte sich im Anprall fest, wie ein Affe. Blitzschnell erlosch das Rot im Geäst, fortgehuscht war es. Da,

pfeilgerade, wie eine dicke braune Schlange, gestreckt, wunderbar sicher und kühn sprang ihm der Marder nach. Einen Augenblick erblickte Mario ihn so deutlich, dass er das glänzende Fell blinken, die breite gerade Rute flattern und den gelben Fleck am Halse aufluchten sah. Es erweckte den Anschein, als flöge das Tier im Gleitflug durch die Luft.

Auf der Föhre ging die rasende Jagd weiter, hier schreckhaft überhastet, todesbebend und irr vor Entsetzen, dort fast gewessen nun, wunderbar beachtet, ruckweise und geschickt, der Kraft und des Erfolgs gewiss. Es war deutlich, das Eichhörnchen ermüdete mehr und mehr. Noch wirbelte es um die Stämme und Aeste, aber die Jagd senkte sich allmählich in die unteren Regionen der Bäume, das Tierchen kam nicht mehr so geschwind und katzenhaft nach oben, wie vor kurzem noch. Nun war es für eine Sekunde, als sei der Marder verschwunden. Mario erstarrte das Blut vor ahnungsvoller Erwartung, als er das Eichhörnchen wie hilfesuchend und nach Rettung tastend mit fliegenden Gliedern hocken sah, ratlos, nach welcher Richtung es sich wenden sollte, oder aus welcher der Schreckliche hervorbrechen würde. Das Mäulchen stand ihm atemlos weit offen, die Ohren, die Nase, alle Sinne tasteten verzweiflungsvoll nach Rettung.

Da fuhr es wie ein brauner Schatten von oben her blitzschnell um den Stamm. Ein ganz kurzes, wildtrauriges und gellendes Quiekennerscholl, erstickt durch den Biss des Marders, der die Kehle seines Opfers mit der furchtbaren Zunge seines Rachens gepackt hatte. Es war schaurig und fast zärtlich zugleich anzuschauen, denn die breite braune Bärenlatze des Marders presste dabei das Eichhörnchen an sich, beinahe liebevoll sah es aus, grauenhaft weich und todesgnädig. Er liess die Zähne im Hals des Sterbenden und schien zu saugen. Das Tierchen erschlaffte und hing nun still, erlöst und in sein Waldschicksal beschlossen. -

DIE SCHLANGE.

An den Südhängen des Flussufers wohnten die Schlangen. Mario war anfänglich der Meinung gewesen, ihre Behausungen müssten sich in den feuchten Tiefen und Dunkelheiten der Wälder oder in den Sümpfen befinden, denn er war der Kreuzotter im Farnkraut und in den Büschen der Blaubeeren sowie den Moorniederungen des Flusses begegnet, jedoch dort jagten sie nur und suchten Nahrung, aber sie hausten im Sonnengebiet.

Die strahlenden Hänge, zum guten Teil Rodungen und Schläge von Hochwald, die jahrelang stilllagen, hatten sich mit vielerlei Buschwerk begrünt, das zwischen den vermoderten Stümpfen wucherte. Junge Buchen und Tännchen in dichten Gebüsch, deren Blattwerk sich dicht über dem Boden ausbreitete, wechselten mit freien Plätzen, von Birken bestanden, teils sandig durch abgesunkenes Erdreich des Lehm Bodens, auf dem die Sonne brannte, teils von Ginster und Heide spärlich bewachsen, von Brombeerranken durchzogen wie von stacheligen Stricken.

Im Vorsommer fanden sich reichlich Erdbeeren und im Sommer Himbeeren in grosser Zahl in dieser Wildnis, die Mario über alles liebte. Unter den Glutzelten des Sonnenbrandes im betäubenden Duft der Kamillen, des Thymians, des Ginsters und der blassroten Steinnelke, die, wie er, die Sonne liebten, ward ihm wunderselig wohl, als sei er in anderen Landgebieten, die Helligkeit, die Farben und die Stille der flimmernden Glutfülle beglückten ihn sonderbar, es erhob sich ein Sommergefühl wie niegends sonst, und geisterhafte Traumbilder im Halbschlaf der Mittagsstunde.

Die Blumen an diesen Stätten, spärlicher zwar und nur selten üppig, dufteten süsser und wilder, sie entfalteten sich ärmer als auf den Wiesen, jedoch von anderer Freiheit, im Rausch von Falterspiel und Insektengesumm.

Die zarten lautlosen Flügel der Schmetterlinge bewegten und beschatteten die Kelche, oft erschien es, als würden die bunten Lebendigen zu Blumen, die Blüten schwebten von Stiel zu Stiel, die Wälder dufteten und blühten .. die zornige Sonne war den Zartesten am liebsten.

Überall, tief unter den kleinen Abstürzen und Hängen der Böschungen, um die berankten Baumstümpfe herum, und unter dem Buschwerk gab es Löcher und Höhlen. Der ganze Berg schien besiedelt und unterirdisch bebaut, aber seine Bewohner blieben unsichtbar, wenn laut, roh oder flüchtig der Fuss ihr Gebiet durchmass. Dem geduldigen Warten, dem achtsamen Schauen und langen Verweilen jedoch erschloss sich ihr Leben und Wandel bald.

Mario entschwand oft aller Sinn für gross und klein, wenn er tief ins Gekräut oder in dürres Moos geschmiegte dem Treiben der Erd-, Gras- und Laubbewohner zuschaute. Die grüne schuppige Eidechse in ihrer Höhle oder im Blätterwerk wurde zum ungeheuren Drachen, dem das beflügelte und kriechende Volk, klein wie ihr Fuss, zur Beute fiel. Er sah und verstand, bangte und flüchtete mit den Bedrängten, die dem furchtbaren und blitzgeschwinden Jäger zur Nahrung dienten. Es gluckste in den glatten, wachsgelben Hälsen, die Augen waren wach und blank, eine wilde, schreckhafte und gierige Seele hauste in den Ueberlebendigen, deren Schuppenhaut den Sonnenbrand einsog, als fällte sie sich mit Feuer.

Jedoch die Herrin und Herrscherin des Bergs war die Schlange. Im heisser Sand fand Mario die gelblichen, weichen Eier, gereiht und wie durch eine Schnur miteinander verbunden, in zarten Häuten, ohne Schale. Nun begriff er, weshalb die Heimlichen und Mächtigen, Ringelnatter wie Kreuzotter, an solchen Stätten hausten, zumal unterhalb der Hänge das Dickicht in die Sümpfe des Flusses überging, in die Wohnorte der Frösche.

Er gewann Sinn für diese Wahl des Geländes und wusste auch andernorts

bald, wo er sich vor Schlangen zu hüten hatte oder wo er sie zu finden vermochte. Er erlebte, dass die Gefürchteten in ihren Heimstätten und Siedlungen anders vorgingen, anders walteten und andere Eigenschaften entwickelten als fern von ihren Behausungen auf der Jagd. Überall in Waldgründen, stets wenn die Schlange unterwegs war, wich sie dem Menschen sorgsam aus, rastete selten in der Sonne, vermied jede Begegnung, die sie verhindern konnte, und war überaus scheu und vorsichtig. Hier dagegen schien sie Kraft und Herrschaft nicht nur zu wissen, sondern auch mit grosser Gelassenheit zu behaupten, sie wich nicht, verteidigte ihr Gebiet und ruhte sorglos.

Mario begegnete der ersten Kreuzotter auf einem sandigen Sonnenfleck im Buschwerk; er hätte sie fast getreten, und erstarrte dicht vor ihr, denn seine Füsse waren unbekleidet, stand unbeweglich und wagte im ersten Schreck nicht zurückzuspringen. Er erkannte sie sofort, Dommelfei hatte sie ihm gezeigt, als sie im Frühling beim Wurzelgraben der ersten begegnet waren und sie erschlagen hatten, auch von früher her, oh, die Kreuzotter kannte er.

Das Tier hob nur langsam den Kopf ein wenig, mitten aus dem bunten Teller heraus, den der Körper am Boden bildete, und warnte ihn durch Zischen. Der gedämpfte Laut ging ihm durchs Blut, als flösse schon das schreckliche Gift in seinen Adern. Die Schlange liess es bei dieser Warnung bewenden; sie dachte nicht an Flucht; es war deutlich, sie wusste, dass ihre Stimme genügte, alles Lebendige zu schrecken und zu verscheuchen. Es schien, als gäbe es keine Feinde der Schlange in dieser Welt, die ihr gefährlich zu werden vermöchten. "Geh weiter", hiess dieser Laut, "ich, die Schlange habe es gesagt." Mario trat jetzt langsam einen Schritt zurück; er vermied jede aufschreckende Bewegung, er gehorchte eingeschüchtert, zugleich aber entflammt von Begierde, der Mächtigen nah zu bleiben und seine Kräfte gegen die ihren zu erproben.

Es wäre ihm ein leichtes gewesen, sie mit einem kräftigen und geschweidigen Stock mit einem einzigen Schlag zu töten, doch trieb es ihn nicht zu solcher Tat, denn er kannte die brdrängende Ohnmacht und den leeren, schalen Schmerz, der ihn mehr und mehr vor einem getöteten Tier befiel. Die Getöteten beschämten ihn: nein, er wollte viel mehr von der Gefährlichen als ihre Vernichtung.

Er entwich lautlos und schnitt sich in der Nähe eine Rute zu seinem Schutz, an deren oberen Ende er zwei Zweige, wie eine Gabel, stehen liess, fingerdick, nicht starr, sondern biegsam. Mit einem harten, trockenen Stock verfehlte man das Tier leicht oder man musste sich beim Zuschlagen bücken, was nicht klug war. Auch wusste er, wie leicht eine Schlange tödlich zu verletzen sei; es bedurfte keines Kraftaufwands, ihr zartes Rückgrat mit den fadendünnen Rippen zu zerbrechen.

Langsam näherte er sich aufs neue. Die Schlange hob den Kopf, als er vor ihr stand, und warnte ihn ein zweites Mal, diesmal weniger gelassen, unmachtsichtiger, deutlich ein wenig erzürnt, ja fast erstaunt, dass ihre Hoheitszeichen missachtet wurden. Jedoch sie dachte nicht daran, den Platz zu räumen, Gefahr schien in ihrer Vorstellung nur dem anderen zu drohen.

Mario, die Weidenrute vor sich an den Körper gelegt und in der Höhe seines Knies, im hängenden Arm fest in der Hand, rückte näher, still wie ein Schatten. Das Tier wandte den Kopf gegen ihn, ein wenig erhoben, es zischte kein drittes Mal, nur die hellen Augen, merkwürdig weit vorn am Kopf über dem breiten Maul, funkelten lebhaft, aber nicht böse. Das sonderbare helldunkle Ornament auf dem Kopf, das in die Zickzacklinie des Rückens überging, verwirrte und machte unsicher wie eine geheimnisvolle Formel; Mario sammelte Kraft und Ruhe.

Er begann leise zu sprechen, inbrünstig bemüht, in Wort und Klang

die gute Absicht seines Nahens kundzutun. Seine Worte hatten keinen Sinn, noch wurden sie verständlich, sondern es war ein Murmeln und Raunen in weichen Klängen, fast wie Gesang, innig und beschwörend. Er wagte nun, sacht die unbewehrte Hand zu heben, ganz langsam, die offene Fläche gegen das Tier gerichtet. Er neigte den Kopf zur Seite, beschwichtigend hob und senkte sich die Hand, langsam, ganz langsam. So störte er nicht Wind noch Sonne, bewegte kein Blatt, keinen Hauch, vertrieb nicht die Ruhe, o nein, er bannte sie, er strönte sie auf neue Art aus, trug sein Wesen hinüber, wollte das Böse nicht. Er wollte wirklich nicht. Eine Täuschung oder List hätte er jetzt gefürchtet.

Die Schlange züngelte. Wie ein kleiner schwarzer Wurm brach es aus dem Froschgaul, teilte sich in zwei dunkle Flämmchen an der Spitze, feiner tastete, schmeckte, erfuhr, ahnte und empfand nie ein Wesen. Der in der eigenen Brust gehemmte und gestaute Atem bedrängte Mario allmählich, je näher er der Schlange kam; er fühlte, dass er nicht ruhig genug war, jetzt wehr zu wagen. Leutlos und langsam, wie ein wandernder Schatten, zog er sich zurück, immer die Schlange im Auge. Er wusste nicht, dass diese Begegnung, Begrüssung und Annäherung beinahe eine Stunde gewährt hatte. Er atmete tief und laut, kaum dass er recht wusste, was er getan hatte, noch wie ihm geschehen war.

Aus einer Entfernung von drei Körperlängen sah er nun, dass die Kreuzotter sich langsam löste, sie entwich still, als flösse sie ab, um den Mooshügel eines Baumstumpfs und verschwand hinter einer Wurzel.

Am nächsten Tag um die gleiche Zeit war der Fleck leer. Mario machte sich davon, ohne umherzustöbern oder die Gegend abzusuchen. Erst am vierten Tag, als wieder voll die Sonne schien, fand er die Schlange zur selben Zeit am gleichen Ort, und es trieb ihn, sein Werk zu erneuern, es drängte ihn,

als wollte es auch die Schlange.

Das Tier liess ihn ruhig nahen, diesmal ohne zu zischen; es war, als erkannte sie ihn, nur die schwarze Zunge kam ihm mit ihren zwei spitzen Flämmchen forschend entgegen. Die Wachsamkeit in den Augen schreckte, sie funkelten tückisch, aber nur, wenn man sie mit Furcht betrachtete; sah man sie sorglos an, so war keine Wildheit oder Bosheit darin, sondern nur Leben und Glanz.

Mario kam dem Tier diesmal so nahe, dass nichts ihn vor einem Biss hätte schützen können; er hatte, er wusste kaum weshalb, den Stock nicht wieder an sich genommen; ihm war, als ob seine eigene Waffe ihn selbst beunruhigte. Die Schlange flüchtete nicht, die klugen Augen folgten aufmerksam den Bewegungen der Hände, des Kopfs, der Knie, die langsam neben ihr ins Moos sanken.

In diesem Augenblick der Schutzlosigkeit und Preisgegebenheit überkam Mario ein furchtbarer Schwindel von Schwäche und Grauen; fast hätte seine Kraft versagt, und er wäre verloren gewesen. Ihm wurde ganz plötzlich deutlich, was er tat und wieviel er wagte. Jählings sah er, wie mit wechselndem Blick, sich selbst in seiner Lage vor der Giftigen, es wurde ihm klar, was er getan hatte oder hatte tun müssen. Er erbleichte bis an die Lippen und zitterte. Mit Aufbietung aller seiner Kräfte beherrschte er den furchtbaren Hang zurückzuspringen und verharrte, jedoch es schmerzte. Das war seine Rettung, denn das Tier wäre in seinem Schreck vor einer jähen Bewegung schneller zugefahren, als er hätte entweichen können.

Aber wie mit dem gebrochenen Bann, den sein Entsetzen, mit dem Nachlassen von Hingabe und Willen, zerstört hatte, wurde die Kreuzotter unruhig. Sie hob den Kopf und zischte Mario böse an; dem Knaben erstarrte das Blut bis ans Herz, aber er verharrte reglos. Jetzt zog sich die Schlange langsam

und ohne Zeichen von Furcht zurück, aber auch ohne Unterbrechung; sie verschwand an der alten Senkung hinter den Moosbänken. Kaum hörbar schlürfte es im Laub.

Mario taumelte empor. Er warf sich unter einen Busch ins Gras und schloß sofort ein.

Die Begegnungen mit der Schlange gingen Mario lange nach und liessen ihn keine Ruhe. Als er gegen Abend heimkam, sah Dömmelfei ihn flüchtig an, wendete sich ihm dann aber erneut zu und betrachtete ihn aufmerksam. Sie schien etwas sagen oder fragen zu wollen, tat es aber nicht, nur die Augenlein umwanderten den Knaben forschend, drangen in ihn ein, redeten ihre heimliche, deutliche Sprache, riefen sein Gewissen und seine Besinnung.

Wieviel doch die Alte zu sagen vermochte, ohne dass sie sprach. Sie wusste alles und wusste es doch nicht; es erging ihr mit einem Menschen und seinem Innersten ähnlich, wie es Mario erging, wenn er den Wald und das Wasser durchforschte; er fühlte an fremden Orten pochendes Dasein; er ahnte und schmeckte, roch oder schaute mit allen Sinnen die Gegenwart des verborgenen Wirkenden, die Wärme des kreisenden Bluts, das Atmen und verhüllte Gehabe der Kreatur. Aber den Menschen, der ihm Schau einflösste und vor dem er erblindete, den sah Dömmelfei, als sei er durchsichtig. Nein, sie war keine Zauberin, wie er zu Anfang geglaubt hatte, sie war viel mehr als eine Zauberin.

So hatte sie nun auf ihre Art erkannt, dass er der Schlange begegnet war, eine Warnung war ihm wortlos übermittelt worden, das Mitwissen der Gefahr, die wahnende Anteilnahme an dem, was ihn heiss und verzehrend bewegte. Ein Reh mit dem Pfeil zu töten, die Kaninchen und Hasen in Schlin-

gen zu fangen, oder die Forellen mit den Händen in den Uferhöhlen des Bachwassers zu erwischen, das mochten auch andere vollbringen - , aber der Kampf mit der Schlange - , das war eine Tat. Ich bin stärker als du, du wirst mich nicht stechen. Ich will dich nicht töten, ich will viel mehr, ich bin Mario, der Herr im Walde. Warte ! -

Sie wartete. Die Stille, Stumme, unheimlich Besondere unter den Tieren zog und zerrte an seinem Gemüt, als seien die Wahrzeichen ihrer Windungen, die Ornamente ihrer wechselnd und unerklärbar bewegten Gestalt düstere und süsse Rufe und Verheissungen. Die Zickzacklinie flimmerte, die überwachen, grellen Aeuglein, schön wie böses Licht, sahen Mario kühl und herrlich an. Weh und bohrend fieberte sein Blut, welch sonderbare Liebe kannte ihn, die Wut und Furcht, Heiẞweh und Schrecken zugleich enthielt?

Sie kam im Schlaf zu ihm, stumm, so dass es furchtbar plagte. Ihr Ech-sengesicht lächelte, nicht höhnisch, nicht herausfordernd, sondern in einem unerhörten Eigenwohlstand voll sanfter Kälte. Ueber alles Begreifen gut ging es diesem Reptil im wilden, fernen Wald, denn sie war viel wilder, viel freier als er, sie war so wild und frei, dass ihre Ruhe mit Trauer füllte, denn sie verheimlichte die Kraft. Sie war ganz erfüllt von irdischer Sonne, die sie überall, im Blumenlicht, im schwelenden Erdgrund, im dampfenden Sumpf und glitzernden Tau an sich brachte. Vom Wasser lernte sie, wie man sich fortbewegte, vom Wind, wie man den erhobenen Kopf auf dem Wurmleib schaukeln liess, von der Nacht die Erdstille und von allen Toten und Verwesenden den schrecklichen Geruch.

Wahrlich ein arger Traum, voller Bedrängnisse und dunkler Wehmut. Nicht dass die Schlange ihn bedroht hätte, o nein, sie erschien ihm sogar kleiner als sie in Wirklichkeit war; alles umher zeigte sich zierlich, bunt und arglos, und das Tier hatte ihn noch gar nicht gesehen. Das war das Furcht-

bare: niemand ahnte, was nur er wusste. Das erschuf diesen Zustand von Angst und Verlassenheit, nichts geschah, aber er, Mario, er wusste, dass gleich, nun gleich Entsetzliches eintreten musste. Nein, sie hatte ihn bestimmt noch nicht gesehen, wirklich nicht ... oder doch? Konnte denn ein Tier sich verstellen? Zur Flucht war nirgends Raum in der Welt, die Schlange hatte den Raum. Er musste sich eilig mit ihr versöhnen, musste sie besänftigen, umstimmen und ändern, aber sie hörte nicht auf ihn. Woran lag das? "Schlange! Schlange!" Nun erkannte er, woran es lag, seine Stimme klang nicht mehr! Er strengte sie mit aller Macht an, holte tief Luft und half mit den Armen, die seine Brust über dem Herzen pressten und drückten, sein Mund öffnete sich weit ...

Da erwachte er von seinem eigenen lauten Schrei. Er brauchte lange, bis er sich zurecht fand; das Zimmer war ganz dunkel. Jetzt raschelte Dommelfei nebenan; man sah die Linie des Türrechtecks zur Küche aufblitzen, sie schlug Licht.

"Was schreiest du da, du Abtrünniger! Ist dies dein Haus? Und die Vögel, meine Tierchen? Oh, du Heilloser!"

Dommelfei sah fürchterlich aus, das Kerzenlicht fiel ihr flackernd von unten her ins Gesicht; unter der Nachthaube hervor brach das graue Haar wie dürre Reiserbüschel auf eine buntkarierte Jacke; die Brillengläser sahen aus, als seien es runde funkelnde Augen.

Mario beruhigte sich rasch; das Schelten tat ihm so wohl, wie kein Trost getan hätte, denn er schämte sich sehr, weil er geschrien hatte.

"Wer wird in der Nacht brüllen?! Da rede du nun!? Listig und boshaft bringt er das Alter um die verdiente Ruhe. Oh, du Heimtücker. Du Waise ohne Takt!"

Sie setzte sich an sein Bett, ihre Stimme plapperte grimmig, aber ihre

Augen machten es nicht mit, sie gingen andere Wege, sie schauten sanft auf das Kind. Unter ihrer Gegenwart, wie unter einem Schirm, schlief er ein; das Kerzenlicht führte ihn in tiefe, traumlose Ruhe hinüber, die lange bis in den Tag hinein währte, weil Dummheit es so wollte. -

Die Irrlichter des Schlafs verblassten in der Sonne, Mario machte sich jetzt Tag für Tag ins Schlangengebiet auf; da empfing ihn alles anfänglich in nüchterner Helligkeit und natürlicher Klarheit der Dinge, die reifenden Brombeeren, das Pfauenauge auf dem Stein am Weg, das Ginsterbett, die in Hitze flammende Mittagsluft und die Schlange.

Mario war der festen Ueberzeugung, dass das Tier jetzt seinerwegen kam und ebenso begierig auf ihn harrete wie er auf sie. Er versuchte, sich in die Schlange hineinzusetzen, wie sie auf ihn wartete, mit Neugier und Furcht und dunklen Vorstellungen von seiner Macht, seinen Plänen und seiner Güte. Alle Tiere waren neugierig, am meisten die Vögel und die Eidechsen; in ihr Blickfeld geriet sicher ein deutlicheres Bild des Menschen, als in die Augen der anderen kleineren Tiere. Was konnte wohl ein Schmetterling von einem Menschen sehen? Sicherlich nichts, denn er liess sich so arglos auf einer ruhenden Stirn nieder wie auf einem Stein. Aber die Schlange musste den Menschen mit ihren Augen als lebendige Gestalt umfassen können. Mario wusste es nicht, jedoch er wollte es so, und die Schau eines Kindes schafft deutlichere Gestalten im Spiel, als alle Weisen der Welt in ihrem Bedenken.

Vor der Giftschlange auf den Knien jedoch vergass er das Märchenspiel der Gedanken und seine Träume, die den Wolken glichen. Hier fasste ihn ein ganz anderer Geist, er sah hilflos aus, wenn er die Schlange stumm anredete. Er vermied es zu denken, er konnte es auch in solcher Lage sehr bald nicht mehr, er verströmte sich nur, und die Trauer, die ihn am Ende seiner Kräfte

befiel, war oft so gross, dass sie ihm eine Freiheit verlich, die ihn völlig entrückte.

In einem solchen Zustand berührte seine Hand, die sich dem Kopf der Schlange von Tag zu Tag weiter genähert hatte, zu ungewisser Stunde zum erstenmal den Rücken des Tiers, dicht hinter dem Kopf, und glitt langsam und weich, ganz ohne zu beben, kaum herber als ein lauer Windzug, über den geringelten Leib hin, der sich darunter sanft regte, als dehnte er sich. Der züngelnde Kopf durchforschte die Luft dicht über dem Boden, ihm abgewandt; nun kam er Marios Angesicht so nahe, dass er im warmen Hauch seiner Lippen schaukelte. Dann glitt das Tier ruhig und ohne Anzeichen von Zorn oder Furcht durch Marios Hand, dessen Finger und Daumenballen sich im Laub stützten, so dass sie hindurchzog wie durch ein kleines Tor aus Menschfleisch- und Blut, und verschwand im Wurzelgewölbe hinter dem toten trockenen Moos.

Diese Berührung wandelte Marios Sinn und Begierde. Er suchte die Kreuzotter nicht wieder auf.

Aus "Mario und die Tiere"

G O N G .

"Sahib, du bist ein grosser Herr, und du kannst tun, was du willst, aber du tust nichts. Die Tage verstreichen, einer nach dem andern, wie die Wasserrögen an der Meeresküste, sie lassen keine Spuren zurück und bringen immer das gleiche. Wer lebt so? Als wir in Anandapur waren, hast du die Brahmanen verlacht, die den ganzen Tag in der Sonne liegen und den Tempelreis fressen, der ihr Anrecht ist, aber wie machst nun du es? Früher hast du alles in Büchern verzeichnet, was du sahst, und mich oft gefragt, aber nun tust du auch das nicht mehr, und die Bücher sind verbrannt."

Das war Panja ein grosser Kummer, denn er wusste, dass auch seiner oft in diesen Büchern Erwähnung getan war, und er hatte sich auf den Ruhm vorbereitet, der seiner im Okzident, im Lande der Herren, wartete. Ich lachte ihn aus; nur was die Gewitter betraf, hatte er recht, und so entschloss ich mich eines Tages, den kürzesten Weg nach Mangalore zu nehmen, um im Schutz dieser alten, gesicherten Hafenstadt die Regenzeit abzuwarten.

Aber im Herzensgrund ahnte ich bei solchen Versätzen, was ich aufgab und dahinten liess und dass meinem Leben keine Zeit mehr würde gegeben werden, die der verstrichenen an Licht und Freiheit glich. Und so kam es, dass sich unsere Abreise von Tag zu Tag hinauszögerte, obgleich alle meine Erlebnisse in den Bergen sich im Schleier jener dämmerigen Unwahrscheinlichkeit und heimlichen Ruhelosigkeit zutrug, die uns befallen können, wenn wir an schöner Stätte den Gedanken des Abschieds schon mit uns umhertragen. -

Da war Gong, ich werde ihn nicht vergessen, wahrscheinlich ist er inzwischen gestorben, denn er zählte schon damals nicht mehr zu den Jüngsten, und er überwand sein Misstrauen gegen mich niemals ganz. Er gehörte jener Sorte von halbgrossen Affen an, die in Indien nur in den Bergen leben, sie

sind bedeutungsvoller als ihre Brüder aus dem Dschungel, und sie haben andere Eigenschaften, aber keineswegs bessere.

Ich nannte diesen meinen Gefährten der Frühmorgenstunden Gong wegen seiner ausserordentlich hässlichen Stimme, die so klang, als ob man einen alten, rostigen Blechkessel gegen eine Steinmauer würfe. Gottlob sagte er nicht viel, aber meine Erscheinung nötigte ihm das grösste Interesse ab, offenbar hatte er sich in den Kopf gesetzt vor seinem Hinscheiden noch etwas ganz Besonderes zu erleben, und sich meine Person ausgewählt, die ihm dazu angetan schien und die sich morgens unter den hohen alten Latan- und Tamarinden bäumen finden liess.

Kaum dass die ferne Fläche des Meeres sich im Dämmern silbern färbte, als ich auch schon mein Lager verliess, um die kühlestn Stunden nicht zu verpassen. Ich sah diesen blassen Himmelschein, wie er sich vor der vergitterten Oeffnung meines Fensters matt und glanzlos abhob, nur wenig vom Licht des Mondes unterschieden und vom ersten Ruf der Raubvögel erfüllt, die weit hinter mir, schon in hellerem Licht, um die Felszacken kreisten. Nun dauerte es noch etwa eine Stunde, bis die ersten Sonnenstrahlen unser Hochland erreichten, zuerst sah ich sie fern auf dem Wasser funkeln, und im Osten zeigten die Felszacken goldene Ränder in unendlich freier, weiter Höhe gegen den blassblauen Morgenhimmel emporgereckt. Es gingen ein Glanz und eine Stille von ihnen aus, die jeden Morgen aufs neue mein Gemüt erfüllten und es bis weit in die Tagesstunden hinein begleiteten, da nichts geschah, was ihren Frieden in meiner Seelen auszulöschen vermochte. Nur wer auf diese Art und unter solchen Bedingungen die Natur aufzunehmen vermag, lernt sie begreifen, denn sie erfordert, wie alles Grosse, unsere schrankenlose Hingabe, um sich uns voll zu offenbaren.

In dieser Stunde wartete Gong auf einem der meinem Hause nahestehenden

Bäume meistens auf einem niedrigen dicken Ast. Die eine Hand umklammerte allerdings in der Regel, für alle Fälle, einen höheren Zweig, und wenn ich meine Büchse bei mir hatte, so konnte anfangs kein Zureden ihn bewegen, zu verharren. Ich weiss nicht, auf welche Art er die Bekanntschaft meiner Waffe gemacht haben kann, sicher ist, dass die Affen mich weit länger kannten und beobachtet hatten als ich sie.

Seine Gefährten flohen anfanglich in grossen Scharen. Es war leicht, sie badei zu beobachten, weil die Bäume in grossen Abständen voneinander wuchsen, und die Herren sich jedesmal die Mühe machen mussten, erst wieder auf den Erdboden hinabzusteigen, wenn sie weiterkommen wollten. Gong nun machte eines Tages eine Ausnahme, er blieb sitzen, als ich nahte, und ich blieb stehen, denn es war mindestens erstaunlich, dass dieser Affe sich nicht auf und davon machte. Er sass auf einem niedrigen, dicken Ast, hielt sich mit allen vier Händen fest, als ob er sich hindern wollte, schliesslich doch die Flucht zu ergreifen, zitterte und sah mich mit hochgezogenen Brauen zugleich neugierig, boshaft und ängstlich an.

Ich habe nun bei Tieren immer zu erkennen geglaubt, dass sie es in der Regel erst dann böse mit uns meinen, wenn wir ihnen Anlass dazu geben. Es mag sein, dass diese Anschauung daher kommt, dass ich in meiner Jugend niemals schlechte Erfahrungen mit Hunden, Pferden oder Katzen gemacht habe, obgleich diese Geschöpfe aus jener Zeit durchaus nicht das gleiche von mir behaupten werden, auch mag es daran liegen, dass ich mich nicht im Bewusstsein einer Ueberlegenheit wohlzufühlen vermag. Von allen Empfindungen, die die Geselligkeit unter anderen Wesen, seien es nun Menschen oder Tiere, mit sich bringt, ist mir die der Ueberlegenheit am peinlichsten; ich habe immer gesehen, dass die beschränktesten Menschen sie am ergiebigsten auskosteten, wenn sich ihnen einmal Gelegenheit dazu bot. Es liegt im Wesen aller Andacht

vor dem Lebendigen, dass man sich einschliesst, indem man Rechte zugesteht, und sie erst dann einfordert, wenn das gemeinsame Wohlergehen unserer Leitung bedarf. Von den gewaltigen Lebensstimmen, die in der kurzen Wegstrecke des Erden-daseins unser Gemüt erschüttern, ist das Seufzen der unterdrückten Kreatur, wie die leitende und klagende Melodie in einem brausenden Orgellied, immer das Vernehmlichste gewesen, das mir zu Ohren gedrungen ist, und da ich verabscheue, Mitleid zu geben oder zu empfangen, ist mir nur der Weg geblieben, in allem Lebendigen einen meinem Leben gleichberechtigten Ausdruck der Natur zu erblicken.

Als nun Gong sitzen blieb, ohne mit seinen Gefährten zu flüchten, und ich mich ihm langsam näherte, unterschied ich deutlich in seinen Zügen die Anspannung eines, der mit Herzklopfen zwischen Angst und Neugier schwankt. Darüber aber schien ihm plötzlich einzufallen, dass es noch einen dritten Weg gab, und er schlug ihn ein und machte den Versuch, mich dadurch einzuschüchtern, dass er mir auf seine Art einen Beweis seiner Walddrechte und seiner persönlichen Bedeutung vermittelte. Er zog den Kopf tief zwischen die Schultern ein, reckte ihn darauf mit einem Ruck vor und schüttelte den Ast, auf dem er sass, durch ein energisches Schaukeln seines ganzen Körpers so wild und angreiferisch, als seine Kraft irgend zuliess. Dabei stiess er aus rund gehöhnten Lippen einen Ton hervor, der sehr schwer zu schildern ist, von dem man aber dadurch einen Begriff bekäme, wenn man einen Lampenzylinder fest an die Lippen setzte und im Brustton ergrimter Ueberzeugung hineinstiesse: "Grosser Gott!"

Diese Erfahrung wirkte im ersten Augenblick so komisch auf mich, dass ich lachen musste, und ich schlug auf meine Schenkel und tat es laut. Einen Augenblick schaute Gong verdutzt drein, aber dann nahm er meine Gebärde als ein Zeichen wohlwollender Annäherung und wiederholte sie, so gut er konnte.

Seine Augen blieben dabei merkwürdig ernst, und seine Stirn zeigte tiefe Falten.

Wir erwiesen uns nun diesmal und künftig unser Verständnis füreinander dadurch, dass wir uns nach bestem Vermögen nachahmten, und so belustigend wir vielleicht dabei aufeinander gewirkt haben mögen, blieb mir doch eine Bekümmernis und eine leichte Melancholie im Sinn, wenn ich bedachte, wie gross und unüberbrückbar die Schranke war, die mich von Gong trennte.

Ich habe im Verlauf unserer Bekanntschaft die deutliche Beobachtung gemacht, dass Gong sich verstimmt zeigte, wenn ich einmal ausgeblieben war, und dass er sich ehrlich über meine kleinen Aufmerksamkeiten freute. Vielleicht mag ihn ein ähnlicher Gedanke bei seiner Betrachtung meiner Person bewegt haben. Er versuchte zu lernen und zu begreifen, was irgend sich für ihn verstehen liess, und wenn es häufig auch nur bei der äusseren Gebärde blieb, so war doch auf beiden Seiten der Wunsch erkennbar, einander näher zu kommen.

Zwar liess er mich äusserlich niemals weiter an sich herankommen, als bis etwa auf fünf oder sechs Schritte. Sobald ich den Versuch machte, diesen Abstand zu verkürzen, hob er mit einem bedauernden Ablehnen die Hand und ergriff einen höheren Ast, um mir anzudeuten, welche Folgen mein Entgegenkommen haben würde.

Gong hatte im Laufe unserer Bekanntschaft alles gelernt, was sich mit den Augen von den Vornahmen eines Menschen begreifen lässt; er hat meinen Tropenhut auf dem Schädel gehabt, mein Taschentuch gebraucht, und er weiss, wozu ein Messer gut ist. Er hat meine Notizbücher durchblättert und in meiner Handgematte geschaukelt, und er verstand die Bewegungen des An- und Ausziehen eines Rockes so täuschend nachzuahmen, als sei er von alters her gewöhnt, Kleidung zu tragen.

Oft allerdings begriffen wir einander gar nicht, denn Gong wusste in seiner Sucht, mir gleich zu sein, bald kein Mass mehr zu halten, und verstimmte mich zuweilen empfindlich durch seine Nachahmungen, so dass ich mir lächerlich in meinen Bewegungen vorkam und den bestimmten Eindruck gewann, verspottet zu werden. Es musste nun darüber nachgedacht werden, auf welche Art Gong eines Teils seiner Erziehung wieder zu entwöhnen war, denn es wurde von Tag zu Tag offenkundiger, dass sowohl er selbst, wie auch seine Gefährten, mich nicht mehr ernst nahmen und es an dem Respekt fehlen liessen, den ich glaubte beanspruchen zu dürfen. Die Tiere lachten geradezu, wenn ich kam. Zuweilen warteten sie morgens in Reih und Glied auf mich, um mich bei jeder Gelegenheit auszulachen. Sie stiessen sich gegenseitig an, um sich aufmerksam zu machen, rieben sich vor Vergnügen die grauen Hände und schlugen sich auf die Schenkel, dabei quietschten sie in allen Tonarten, missgönnten sich im nächsten Augenblick ein Glück, das sie einander noch vor kaum einer Minute zuerteilt hatten, und fühlten sich bei alledem auf eine Art wichtig, die auch bescheidenere Leute, als ich einer Bin, ernstlich verdrossen hätte.

Ich war nirgends mehr allein, wo immer ich mich aufhielt, und selbst die Achtung vor meiner Büchse schwand von Tag zu Tag, da die Herren herausgebracht hatten, dass es mir auf Vögel und Rotwild ankam und dass das wichtige Geschlecht der Affen völlig ausser Gefahr war, geschädigt zu werden. War es mir aber einmal gelungen, irgendein kleineres Tier zu erbeuten, so warteten sie, bis ich die Büchse beiseite legte, und kamen herzu, wobei sie sich gebärdeten, als hätte ich diesen Erfolg einzig ihnen zu verdanken.

Am meisten ärgerte ich mich über ihre Vergesslichkeit. Es war schändlich, wie wichtig sie sich bei einer Sache anstellen konnten, die ihrem Gedächtnis gleich darauf entglitt, als wäre sie nie in der Welt gewesen. Je-

den Augenblick fiel ihnen etwas anderes ein, und immer beanspruchten sie, in ihrer neuen Pose völlig ernst genommen zu werden. Ich kam mir schliesslich so vor, als sei ich in einer fremden Stadt ein zum Amusement der Bürger geduldeter Sonderling, und begann an meiner Tier- und Weltbetrachtung ernstlich irrezuwerden.

So klagte ich Panja mein Leid. "Oh", sagte er, "die Affen! Wer wird sich mit den Affen einlassen, Sahib? Aber wenn du nur eine Heuschrecke erblickst, so wirst du schon sorgenvoll und redest sie an, und dann tust du so, als ob es dir antwortete, das Vieh. Wer aber mit Affen umgeht, hat bald den Eindruck, als sei sein eigener Schatten närrisch geworden, und den Schatten kann man nicht fangen."

"Ich will Gong haben", antwortete ich.

Panja dachte nach. "Ich habe als Kind manchen Affen mit der Schlinge gefangen, und wenn der Affe, den du haben willst, dich kennt und kein Misstrauen hegt, so kannst du ihn leicht fangen, wenn du ihm zuvor genau zeigst, wie man in eine Schlinge geht. Von diesem Kunststück lernt er nur die erste Hälfte, und wenn Du rasch hinzuspringst, kannst du ihn greifen. Aber du musst ihm mit der linken Hand entgegenkommen und ihn unversehens mit der rechten im Genick packen. Die alten Affen beißen, solange sie noch Hoffnung haben, entweichen zu können. Später denken sie nach und geben es auf."

Das war ein ausgezeichnete Gedanke. Ich nahm am andern Morgen ein haltbares Hanfseil, fettete es ein, und als meine Peiniger mich empfingen, begann ich mich auf alle Arten, bald am Arm, bald am Hals, aufzuhängen, wobei ich besonders Gongs Aufmerksamkeit zu erregen suchte. Seine Gefährten zogen sich betroffen zurück, da meine Massnahmen ihnen fremd waren, aber Gong sah mir nachdenklich zu und wurde ungemein ernst. Als ich glaubte, genügend durch mein Beispiel gewirkt zu haben, öffnete ich die Schlinge, so-

weit als nötig, zog mich zurück und legte mich in einiger Entfernung ins Gras, um meiner Genugtuung in aller Ruhe entgegenzusehen.

Aber Gong blieb ruhig auf seinem Ast sitzen und schaute mit hochgezogenen Brauen bald die Schlange an, bald mich. Dann machte er sein böses, rundes Maul, stiess den Kopf gegen mich vor, sagte verächtlich "Grosser Gott" und wandte sich ab, um die Gegend zu betrachten.

Da hörte ich Panja hinter mir lachen und beschloss, ihn sofort zu töten.

"Sahib, dieser Affe kennt die Schlange, er kennt auch die Menschen, deshalb ist er damals so nahe herangekommen."

"Warum lachst du?" schrie ich. "Wer hat dir erlaubt, zu lachen?"

"Das muss man", sagte Panja.

Da sah auch ich es ein und lachte mit ihm zusammen.

DER TIGER.

Ich sehe nur noch in Bildern, was ich hier festzuhalten suche, kaum dass die wenigen Personen, deren ich mich entsinne, mir noch deutlich zur Erscheinung mehr werden. So könnte ich nicht sagen, welchen Beruf eigentlich Cornell hatte. Ich sehe sein gebräuntes Gesicht, das der Schein des Lagerfeuers anfiel und ihm ein Leben verlieh, das ich vom Tage her nicht kannte. Was ich sehe, ist Cornells spöttisches und ein wenig melancholisches Lächeln, als der junge Ire von den grossen Dschungelkatzen erzählte und ein wenig damit "angab", wie man heute sagen würde, welche Erfolge und welche Beute ihm seine Jagden eingebracht hätten. Diese skeptische und beinahe ein wenig traurige Absage im Lächeln Cornells war der Beginn dessen, was ich in jener Nacht am Dschungelrand erfragte und erfuhr. Wenig genug, wenn man schon unter einem Ereignis ein Erlebnis versteht, und viel, wenn man von einer Erscheinungsform her das Wesen zu erfassen vermag.

Er lehnte anfänglich ab, als ich forschte; die schwüle Luft und der warme Whisky, unser Tagesmarsch den Strom hinauf auf die Malabar-Hills zu, alles schien ihn ermüdet und verstimmt zu haben, wie auch das Geschwätz unseres Begleiters, denn er war gewohnt, in der Wildnis allein zu leben.

"Ich kenne diese Art", sagte er grob und ablehnend zu unserem Gefährten gewandt, aber im Verlauf seiner Erzählung mehr für mich bestimmt als für jenen, "dieses Gerede europäischer Sonntagsjäger, die nach dem Morgenfrühstück mit der Pfeife im Maul und einer etwas verschärften Vogelflinte sich einen Tiger aus dem Gras holen, wie man in Irland Kaninchen schießt. Der Tiger ... " Er stockte und schwieg. Nun, wer auf solche Art schweigt, hat nach meiner geringen Erfahrung etwas zu sagen. Wenn aus einem so ernstesten, verbissenen Angesicht die Sorge spricht, die Aussicht zu überzeugen möchte gering sein, ist es gut, für eine Weile mit Schweigen den Anlass

des fremden Schweigens als Schuld bei sich zu suchen.

Später kam es dann. Aus einem zögernden und grüblerischen Versuch heraus, vom erlebten Wesen her die Erscheinung zu begreifen, und so etwa klang es :

"Wer einmal auch nur einen Panther hat schlagen sehen, wer begriffen hat, dass hier ein aus dem Gewese des Urwaldes herauszuckender Blitz in einer furchtbaren Krafteinheit von Krampf, Gebrüll, Tatzenschlag und Kieferbiss sich vollzieht, als vollzöge sich eine Entladung der Urwaldmächte in einem furchtbaren Lebens- und Todesausbruch, der begreift, was erst der Tiger bedeutet, dem ermatteten Wanderer hinter Stäben, dessen erloschenes Energiebild der Europäer kennt.

Hier in den Grenzgebieten, wo das Geäder der Zivilisation die Eigenmächte und die Urkraft der Dschungel längst vergiftet hat, wie der Fusel den Organismus des Trinkers, hat mit der hereinbrechenden Ohnmacht und den absinkenden Urkräften des Gewäldes längst ein Verfall begonnen, der auch den Tiger nicht mehr als das erschauen und begreifen lässt, was er als höchste und lebendige Steigerung dieser Kräfte, als ihr gewaltigstes Sinnbild darstellt. Wer den Dschungel, die Steppe, den Gang der Ströme, das Dickicht und das überwucherte Geröll im absinkenden Gefelse in der Wildnis nicht kennt und erlebt hat, kennt auch den Tiger nicht.

Nur aus der strotzenden Daseinsfülle dieses erstrahlenden Erdgebildes in seiner wilden Hoheit und Gesundheit, das wir Urwald nennen, nur aus seinem Wechsel und aus seiner Kraft heraus sind seine mächtigsten Geschöpfe zu begreifen. Wer fasst die Fülle seiner Auferstehungs- und Gräberwelten, das Fluten und Gluten, das Blühen und Vermodern dieser unübersehbaren, nie schwankenden Einheit, die der Urwald darstellt. Unsere europäischen Wälder bedürfen längst der Pflege des Menschen, der organische Ausgleich ihrer

Daseinsrechte ist gestört. Nimmt dagegen im Dschungel etwa ein zerstörerisches Insekt überhand, so gebiert die magische Allmacht des Waldes, in und aus sich selbst, die Vogelscharen, die dem Störenfried bis an die Grenze seiner naturberechtigten Bedeutung wehren. Auf die Fährte der überhandnehmenden Wildherden ist der Panther gesetzt, und die Felter und ihre Blumenweide ergänzen einander wunderbar. Als herrlicher Wohlstand strahlt solcher Wandel in lebendiger Einheit, und der höchste Triumph dieser unberührten Allmächte, ihre Kraft als Sieg und Herrschaft über alles - das ist der Tiger ...

Von Bettengerri aus, in Südmaratta, im Steppenlande, wo jenseits der Hügel gegen Westen der zum Meer absinkende Dschungel beginnt, erging eines Tages die Bitte der Eingeborenen an mich um Hilfe gegen einen Tiger, der das Land in Schrecken versetzte.

Nach allen Anzeichen, die sich mir boten, als ich ankam, handelte es sich hier um einen jener alten männlichen Tiger, die ein einsames räuberisches Dasein weithin durch die Wildnis führen, die ihr Jagdgebiet häufig wechseln und an Menschenfleisch gewöhnt sind. Es ist oft bestritten worden, stimmt aber, dass solche verhärteten und bösen Exemplare, die gewissermaßen dem sozialen Leben des Dschungels entfremdet sind, keine andere Nahrung mehr suchen, wenn sie den Genuss des Menschen einmal kennen. Eine Einstellung, die ich, nebenbei bemerkt, nie recht begriffen habe, seit ich selbst den Menschen kenne.

Ueber dem Land lag ein Schrecken, der mit keinem Grauen zu vergleichen ist, das die Natur über die Menschen bringen kann. Das Unheimliche dieser Bedrängnis lässt sich leicht ermessen, wenn man bedenkt, dass niemand diesen würgenden Teufel jemals zu Gesicht bekommen hatte, kaum, dass man seine Spuren fand. Er kam mit der Nacht wie ein tödlicher Einschlag, der aus Angst, Schwüle und völliger Hilflosigkeit erzeugt wird, und man wusste

nicht mehr, als dass hier ein Mann, dort ein Weib und hier und dort wieder ein Kind fehlten. So lautlos, so lähmend, so alle Sinne betäubend ist der Schlag des Tigers, dass kein Angstruf vernommen wird, kein Todesschrei gehört, kaum ein anderer Laut erklingt als ein dumpfer Aufschlag, vielleicht ein Knirschen, kaum später ein Rascheln im Dickicht. Und da soll nun ein Mann mit der Büchse in der Hand im undurchdringlichen Gewese des Waldes, bei Tag oder gar bei Nacht, den Spuren des Satans zu jenen Scheibenschüssen folgen, wie man sich die Tigerjagd in Europa vorstellt. Das hiesse den Pulsschlag des Urwaldes bis ins Herz verfolgen und ergründen, das hiesse den Blitz einfangen, der in schwüler Atmosphäre noch ungeboren lauert.

Es gibt einen Sinn, einen neuen, anderen, der mit der gefährlichen und gerechten Jagd im Blut erwacht. Begriffe wie Mut, Entschlossenheit und Tatkraft geben die Energie des Antriebes nur undeutlich wieder, der Erfolg ist ein seltsames Gebilde von Glück und Recht; man muss fromm sein, verzeihen Sie, ein frommer Töter, ein vom Weltwillen Beauftragter.

... Ich vermag nicht zu sagen, ob mein Augenpaar und der Büchsenlauf, geeint zu einem vortastenden Entschluss, sekundenlang oder minutenlang gesucht haben, bis sich die Erlösung entlud, die man also, wie es üblich ist und wie ihr wollt, einen Schuss nennt.

Als ich niederstieg und das gewaltige Haupt zur Seite geworfen im Pflanzenteppich erblickte, sah ich lange nichts als das grosse tote Katzen Gesicht. Sie dürfen lächeln - da gab es etwas zu sehen! Die Mächtigen haben im Tode den Abglanz einer Arglosigkeit und einer Ruhe sondergleichen."

Einfügung zu "D e r T i g e r "

Erst als ich damals drei Tage alle Künste des Aufspürens, nach meiner geringen Erfahrung, eingesetzt hatte, erfuhr ich durch einen Mohammedaner, der der englischen Sprache kundig war, dass ich der zweite Gebetene sei und dass mein Vorgänger, der zur Hilfe herbeigerufen war, dem Tiger erlegen sei. Er hatte seine Spuren bis in ein Wäldchen hinein verfolgt und war nicht mehr daraus zurückgekehrt. Als ob man den Tiger sähe!

Wer den Spuren des Tigers, des Gewaltigen, seit Jahren folgt, wer sein heiseres Keuchen im Ried des Flussufers in der Morgendämmerung vernommen hat, wenn er zur Tränke geht, und weiss, dass der Gesättigte liebt, im Dickicht nahe der geschlagenen Beute zu ruhen, den wögen Ahnung und Instinkt eines Tages in seine Nähe führen. Ich will es kurz sagen, da Sie es wissen wollen, ich bin ihm begegnet und er ist mir erlegen. Nicht ich habe seinen Aufenthalt erraten, und er verriet sich nicht. Aber die Fressgier und Rauflust des Gesindels, das seiner Fährte folgt, hat ihn preisgegeben. Ist der Königliche durch das Geringe gesättigt, das er in reichem Jagdgebiet von seiner Beute verzehrt, kaum mehr als das Blut und einen Teil des Eingeweides, so überlässt er grossmütig und gleichgültig den Rest seiner Beute der Gefolgschaft, die ihm im Blutgeruch seiner Jagdbahn nachstreift.

Ich hörte die Kampftöne des hässlichen gierigen Streits in der Mulde eines ausgetrockneten überdachten Bachtals und konnte die Stätte von oben her, das heisst in den Baumkronen, so weit erreichen, dass ich sie sah. Aber sehen heisst hier mehr ahnen als deutlich erblicken, es war ein Gewirr von Sonnenflecken auf einem kaum durchschaubaren Mangrovendach, darunter wühlte und drängte es sich mit Gefauch und Gescharre in der grünen Dämmerung, als brodelte der Morast. Es gibt einen Sinn, einen neuen, anderen, der mit der gefährlichen und gerechten Jagd im Blut erwacht, nicht Geruch noch Gesicht, nicht Ahnen noch Schauen, nicht die Summe alles dessen, son-

dern mehr als dieses alles. Das flimmert sich hart am Tode hin in eine bohrende Gewissheit hinein, man wird auf etwas zugetrieben und treibt richtig. Instinkt ist ein verbrauchtes Wort für dieses Gewese in einer magischen Hellsichtigkeit. Begriffe wie Mut, Entschlossenheit und Tatkraft geben die Energiedes Antrieb nur undeutlich wieder, der Erfolg ist ein seltsames Gebilde von Glück und Recht; man muss fromm sein, verzeihen Sie, ein frommer Töter, ein vom Weltwillen Beauftragter.

Mag sein, dass das zänlische Gefauche mein Anschleichen tarnte, ich suchte mit den Blicken die Stätte der gierigen Fresser zu umfassen und sah ein dunkles Menschenhaupt, das im Steingeröll schwankte, auftauchte, sich wandte und wieder verschwand. Fragten Sie mich jetzt, ob ich etwas gehört hatte, was meinen Blick und meine Sinne von dieser Stätte des Grauens ablenkte, so wüsste ich es nicht mit Sicherheit zu sagen. Ich weiss nur, dass ich, der Urwald und das raufende Gesindel im Bachbett durch einen Ton gewarnt wurden, als klänge eine dumpfe Metapher im Urgewese auf, die das Blut erstarren liess. Es war einen kleinen Augenblick totenstill unter mir, es bebte und witterte herauf wie von zusammengeschreckten und zurückfahrenden Leibern, es war ein zorniges, warnendes Knurren des Tigers im Dickicht.

FUCHS UND MÄRDER.

Eines Tages kamen zwei Wildenten den Bach hinunter geschwommen, ein vernünftiges Paar. Sie liessen sich treiben und machten sich hier und da am Schilf zu schaffen, wobei sie so lange gegen den Strom rudern mussten, um nicht fortgetrieben zu werden. Ihr Schnattern füllte die warme Luft, zu allem, was sie erlebten oder fanden, musste eine Bemerkung gemacht werden. Das Schilf stand schon ziemlich hoch, es war recht heimlich an den Ufern, das treibende Wasser schimmerte grün, und vom Sonnenschein zitterten überall goldene Tellerchen und Lichtstreifen. Im Lindenschatten der Waldwiese war es über dem Wasser am schönsten, das Licht war dort geheimnisvoll gedämpft, und die Blätter des Baums spiegelten sich in der Flut, sie zitterten und flatterten im Wasser, als ob der Wind sie bewegte.

Die Ente machte Halt, suchte Grund für ihre breiten Schwimmfüsse und blieb dicht am Ufer stehen.

"Ich werde hier einen Augenblick verweilen", sagte sie zu ihrem Gatten und schüttelte sich. Ihr Mann sah hinüber, nickte ihr zu, kam dann auch und stellte sich neben sie.

"Darüber fällt es einem mal wieder ein", sagte er in bester Laune, "was wir Enten alles können. Es gibt kein Tier, das so viel kann, man darf sie alle nacheinander durchdenken, es findet sich keines, das zugleich schwimmen und fliegen, auf dem Trockenen gehen und im Wasser sitzen kann. Denke an die Fische, meine Liebe", fuhr er fort, "sie können schwimmen, das ist wahr, aber nur unten. Hast Du einmal einen Fisch gesehen, der schwamm, während er den Kopf aus dem Wasser streckte?"

"Wenn du von Fischen sprichst", antwortete die Ente, "so muss ich immer an die kleinen denken, die man essen kann, wenn es einem gelingt, sie zu fangen."

Aber ihr Mann liess sich nicht stören.

"Du bist so sprunghaft in deinen Gedanken", sagte er, niemals kannst du bei einer Sache bleiben. Höre jetzt genau zu."

"Du sprichst ja auch von verschiedenen Sachen", antwortete seine Frau, "hast du nicht vom Schwimmen, Fliegen und Gehen zugleich gesprochen?"

"Ich habe von den Eigenschaften der Enten gesprochen, meine Liebe, und nicht vom Essen. Für dich haben, scheint es mir, nur Dinge Bedeutung, die man hinunterschlingen kann."

"Isst denn etwa du selber nichts?" fragte seine Frau und schüttelte ihren Schnabel, als ob sie den ganzen Kopf fortschleudern wollte. "Du hast einen Appetit, von dem man überall spricht, wo du bekannt geworden bist."

"Aber natürlich, Liebe ... "

"Nun, siehst du? Was ist also?"

"Ach Gott ... " sagte der Enterich.

Sie waren schon lange zusammen, die beiden, und lebten eigentlich recht glücklich miteinander, das hätte niemand anders sagen können, aber ohne Zweifel war der Enterich eine Natur, die die Dinge gern beschaulich betrachtete. Er machte sich seine Gedanken über dies und das und sprach sie nachher auch so aus, damit sie nicht umsonst gedacht worden waren. So kam es, dass er sich oft mit allerlei beschäftigte, was nicht unbedingt zu den praktischen Lebensfragen gehörte. Seine Frau dagegen hielt sich mehr an das, was man wirklich unter die Flügel oder in den Schnabel nehmen konnte. Das war ihm oft schmerzlich, gewiss, aber er hatte doch ein verständiges Einsehen dafür, dass man mit Gedanken allein keine Würmer aus dem Ufersumpf ziehen konnte, und dass einem kein junger Frosch in den Schnabel schwamm, weil über diesem Schnabel ein gediegener Gedanke über das Leben entstanden war. Aber kleine Reibereien gab es natürlich doch; denn Leute,

die oft und gern über das Leben nachdenken, halten meistens viel von ihren Gedanken, und haben gern, wenn man sie anhört und auch etwas davon hält.

"Also, Liebe", fuhr er nun fort, "nun höre mir einmal zu. Ich habe nicht die Absicht gehabt, mit dir über das Essen zu streiten, sondern ich wollte dir einmal wieder so recht deutlich ins Bewusstsein bringen, was für ein gesegnetes Geschlecht im Grunde wir Enten sind. Das erhöht die Lebensfreude, meine Gute."

"Ja, aber meinst du denn", entgegnete die Ente, "dass wir Lebensfreude empfinden, wenn wir nichts zu essen hätten?"

"Himmel und Wolkenbruch", rief der Enterich, "jetzt hältst du aber den Mund!"

"Ach, du lieber Gott", schluchzte die Ente, "nun wirst du grob und beschimpfst mich, während ich nur das Beste gewollt habe. Sag' wenigstens nicht Mund, sondern Schnabel, wie es sich für eine anständige Ente gehört."

"Wenn du ihn hältst, so will ich ihn nennen, wie er heisst, aber begreife endlich, was mir im Sinn liegt! Schon als ganz kleines Tier war ich so, dass ich längere Zeit über alles nachdenken musste, was ich sah oder erlebte; wenn ich dir schildern könnte, wie tief mir alle Eindrücke gegangen sind! Das Schilf in der Sonne, die Flussfahrt durch den Kiefernwald oder der erste Flug über Land. Vom Tauchen schweige ich, ich dachte damals im durchsichtigen Wasser, kein Tier ist so glücklich wie eine junge Ente. Den Schnabel im Morast und die Beine gegen die Sonne, ach, Liebe ... "

Die Ente betrachtete ihren Gatten, wie er da stolz und fest im Uferwasser sass, und wie die kleinen Bachwellen die herrlichen blauen Streifen seines Flügels bespühlten; die Beine schimmerten rötlich durch die Flut, und der ungemein wohlwollende Ausdruck seines klugen Gesichts söhnte sie aus.

"Sprich nur weiter", sagte sie freundlich, "es schadet ja nichts."

"Es schadet nichts ... " wiederholte der Enterich langsam, und dann schwieg er. Aber mitten in seinem Groll kam ihm in den Sinn, dass seine Frau in diesem Frühjahr ihre Jungen gegen einen Habicht verteidigt hatte; sie, das kleine, schwache Tier, ohne Krallen und mit einem stumpfen Schnabel, der nur zum Wühlen im Schlamm und bestenfalls zum Festhalten eines kleinen Fisches oder eines Wurms geeignet war. Sie war dem Raubvogel mit einem wilden Geschrei entgegengeflogen, das er noch niemals von ihr gehört hatte, und ihre Flügel peitschten die Luft, dass es sauste. Das Herz des Enterichs schlug, als er an diesen Augenblick dachte, die Jungen hatten Zeit gehabt, ins Schilf zu flüchten, und dann plötzlich, als alle in Sicherheit waren, war seine Frau so rasch im Wasser verschwunden, als hätte ein grosser Hecht sie hinabgerissen. Später hatte sie rasch ihre Kleinen wieder gefunden, und sie waren ihnen erhalten geblieben, die acht.

"Nun gut", sagte er, "ich werde also weitersprechen."

Aber es kam nicht dazu, denn es geschah etwas sehr Merkwürdiges: über ihnen wurde ein feines Klatschen hörbar, und eine helle Stimme rief:

"Fliegt auf! Fliegt auf!"

Nun, das taten die beiden Enten sogleich mit lautem Geschrei und Flügelschlagen, so dass das Wasser aufspritzte und das Schilf rauschte. In der Natur warnen alle befreundeten Tiere einander durch Zurufe, und da die Enten die Stimme verstanden hatten, folgten sie sofort der Warnung. Sie wussten nicht, dass es der Elf gewesen war, der in die Hände geklatscht hatte, und noch weniger ahnten sie, weshalb er es getan, und in welcher entsetzlichen Gefahr sie geschweht hatten. Denn kaum machten ihre Flügel den ersten wichtigen Schlag, der sie emporriss, als durch das Schilf mit einem langen Satz der Fuchs aufsprang und ihnen enttäuscht und zornig nachschaute. Er

5

hatte sie bis auf knapp drei Entenlängen bereits erreicht, niemand kann leiser durch das Schilf schleichen als ein Fuchs, aber mit dem Elfen hatte er in keiner Weise gerechnet.

"Was fällt Ihnen ein?" rief er grimmig empor zu dem Ast, auf dem der Elf sich schaukelte und lachend zu ihm niedersah. "Glauben Sie, ich jage hier zu meinem Vergnügen? Wie kommen Sie dazu, sich in meine Angelegenheiten zu mischen?"

Wie böse er dreinschaute! Sein kluger Kopf mit der schmalen, langen Schnauze und den lebhaften dunklen Augen sprühte geradezu von Kraft und Hass, die herrliche Farbe zeichnete sich klar vom grünen Untergrund des Schilfs ab, und die prächtigen hohen Ohren waren weit zurückgelegt, was ihm oft passierte, wenn er ärgerlich war. "Kommen Sie nur herunter, Sie weisses Federvieh, ich reisse Sie in Stücke, dass Sie aufliegen wie Pusteballen vom Löwenzahn. So was!"

Da schwang sich der Elf ins Schilf nieder und setzte sich gerade vor die Nase des Fuchses auf einen Halm, dicht vor die blitzenden weissen Zähne, die gefährlich aus den schmalen schwarzen Lippen hervorblitzten. Der Fuchs prallte zurück. "Sie sind mir zu hell", sagte er bestürzt, "Sonst ... nun, Sie würden etwas erleben!"

Der Elf strich sein Haar zurück. Er hätte nie geglaubt, dass der Fuchs ein so schönes Tier sei. "Sei nicht mehr böse", sagte er, "ich weiss selbst nicht, wie es über mich gekommen ist, ich habe im Augenblick nur an die Enten gedacht, sie taten mir leid. Natürlich bist du im Recht, auch du willst leben."

"Allerdings", sagte der Fuchs befangen. Er starrte den Elfen an, als sähe er ein Wunder.

"Wer sind Sie?" fragte er, und seine runden Augen unter der gerunzelten

Stirn drückten in gleichem Masse Erstaunen wie Bewunderung aus. "Hell wie der Himmel, ein kleiner Mensch und zugleich ein geflügeltes Wesen sind Sie!" Er schüttelte den mächtigen Raubtierkopf, in dessen Rachen der Elf in einem Augenblick hätte verschwinden können. Aber seine Unbefangenheit und seine Schönheit beschwichtigten den Zorn des Fuchses völlig, wie Schönheit und Unbefangenheit in der Welt nun einmal die stärksten Waffen gegen das Böse sind.

"Ich bin ein Elf. Denke dir, ich sass dort im Busch, als die Enten kamen, und hörte ihnen zu. Kannst du verstehen, dass ich Teilnahme für die Tiere fühlte, da ich ihnen doch längere Zeit gelauscht hatte? Es geht einem zuweilen so, und ich hätte sie nun nicht unter meinen Augen sterben sehen können."

Der Fuchs hörte kaum zu, die Enten waren ihm völlig gleichgültig geworden. Als ob er nicht Enten fangen könnte, so oft er wollte, aber ein Elf sass vor ihm, ein Blumenelf! Er hatte bisher auf das bestimmteste geglaubt, Elfen kämen nur in alten Geschichten vor, in Märchen oder bestenfalls nachts im Mond über den Blumen, dann weiss man nie recht, was Wirklichkeit oder Traum ist, denn in seinem geisterhaften Licht werden alle Dinge geheimnisvoll. Aber nun sass dort in der hellen Sonne, im Grünen, lebhaftig ein Elf vor ihm; es war sicher einer, soviel wusste er auch, was sollte denn dieses zarte Lichtwesen sonst sein, die Geschöpfe des Waldes kannte man doch. Was ihn aber am meisten in Erstaunen setzte, war die Tatsache, dass der Elf nicht im geringsten ihm misstraute oder ihn fürchtete. Kannte er denn seinen Ruf nicht, alle die bösen Geschichten, die die Waldleute sich über ihn erzählten, über seine Tücke, seine Schlaueit und seine Raubgier? Kein Tier der Wälder war gefürchteter und gehasster als er, und nun sass dieser kleine Himmelsbote vor ihm, als sei er seinesgleichen. So

dachte sich der Fuchs: Es ist schon besser, ich zeige mich gleich so böse, wie ich bin, als ein schlauer Räuber und mächtiger Waldherr, später erfährt der Elf es ja doch, und ich erlebe, was ich so oft erlebt habe, dass er mir weder traut noch glaubt und sich enttäuscht von mir abwendet. Es ging ihm, wie es oft gescholtenen Leuten bisweilen ergehen kann, er hatte die Lust daran verloren, anders als böse zu erscheinen. Und so sagte er denn und knurrte mürrisch:

"Ich bin der Fuchs, Reiner heisse ich, der Wald kennt mich."

Der Elf ahnte die Gedanken seines neuen Bekannten nicht. Ganz hingeworfen von Entzücken, trat er dicht an ihn heran und strich mit der Hand über das warme, weiche Fell, das in der Sonne glänzte und so sorgsam gepflegt war, dass auch nicht ein Härchen hervorstand.

"Herrlich", sagte er, "ganz herrlich!" Er konnte sich nicht sattsehen an diesem wohlbestellten Körper, der schmal und zugleich kräftig war, geschmeidig und anmutig. Die hochstehenden spitzen Ohren waren aussen von tiefstem Schwarz und innen weiss, ebenso war die Brust von reinstem Weiss, und die schlanken Pfoten an den feinen Gelenken verrieten ihr Geschick sowohl zu leisem Tritt wie auch zu wuchtigem Sprung. Der breite buschige Schwanz war sicher seine schönste Zierde, er lag rund im Gras, an den Körper angeschmiegt, und leuchtete geradezu in seiner roten Waldfarbe.

"Du bist der Mächtigste im Wald", sagte er leise, fast als apräche er zu sich selbst, "niemand vermag dir zu widerstehen."

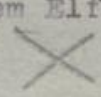
Der Fuchs war sehr überrascht, dass ihm diese Tatsache nicht, wie gewöhnlich, zum Vorwurf gemacht wurde.

"Es ist wahr", sagte er und lächelte ein wenig überlegen, aber durchaus nicht böse. "Ich tue, was ich will, aber dadurch habe ich noch bei niemandem Gefallen erregt."

"Jeder lebt auf seine Weise", sagte der Elf nachdenklich. "Hast du keine Feinde, die du fürchtest?"

"Den Menschen", antwortete der Fuchs, "sonst möchte ich wissen, wer es wagt, mir in den Weg zu treten."

"Gestern sah ich den Bussard", erzählte der Elf, "der grosse Raibvogel flog zwischen den Baumstämmen dahin, lautlos und gewichtig, und suchte den Boden ab. Wenn erenun dich fände, was würde geschehen?"

Der Fuchs lachelte. "Er würde sich besinnen, ehe er mir zu nahe käme", sagte er, und in seinen Augenblitzte ein böses Licht auf, "aber im allgemeinen lassen wir einander unsere Wege, der Wald ist reich. Ausserdem gibt es Taubenschläge, Enten- und Hühnerhöfe, Kaninchenställe und Gänse auf den Wiesen." Er blinzelte dem Elfen zu, aus seinen Augenspalten kam ein schräger, verschlagener Blick. 

"Du bist schlau", sagte der Elf und schaute dem grossen Gefährten in die wachen Augen, "mit dir ist nicht leicht zu streiten, du siehst die Dinge so, wie sie dir recht sind, und was dir nicht gefällt, das nennst du die Fehler der anderen. Aber ich habe doch recht, das letzte Ziel / des Lebendigen ist eine grosse Harmonie, eine Freude ohne Ende."

"Willst du darauf warten?" fragte der Fuchs. Aber er achtete nicht auf die Antwort, er wandte den Kopf blitzschnell zur Seite, denn es raschelte im Gebüsch. "Eine Maus", sagte er leise und hob den Vorderfuss.

"Woher weisst du das?" fragte der Elf.

"Ich höre es", antwortete der Fuchs einfach. Es schien, als wäre er auf seine scharfen Sinne nicht einmal besonders stolz. "Lassen wir sie", meinte er und ging weiter, "das muss eine schlechte Zeit sein, in der der Fuchs Mäuse frisst."

"Siehst du", sagte sein Gefährte leise.

"Was soll ich denn sehen?"

Der Elf antwortete: "Und viel später wird es eine Zeit geben, welche

Sie schritten miteinander den Bach entlang aufwärts. Die Nachmittags-
sonne schien durch die Kiefern durch einen feinen grauen Schleier, den sie
golden färbte, so dass die Stämme wie in einem Traumland standen. Es war so
kühl und still, dass die Augen sich nicht bewegen mochten, als müsste das
friedliche Bild des Waldes sich so bunt in ihnen spiegeln, wie es in der
Luft entstand. Die ersten Krähen zogen heim, man hörte ihre Stimme über
sich in der Höhe.

schlecht nennt, wenn nur ein Wesen noch das andere bedrängt. Immer höher und höher entwickelt die Natur ihre Geschöpfe."

"Dass du das alles gerade mir sagst, finde ich besonders freundlich", meinte der Fuchs. Er sah auf und lauschte. "Entschuldige mich einen Augenblick", bat er, "siehst du dort drüben den bemoosten alten Baumstumpf? Der Ort ist mir schon lange verdächtig, aber ich komme nicht hinter sein Geheimnis. Gestatte, dass ich eben hinüberschaue, es liegt ein Geruch in der Luft, der mich erregt."

Er trabte über das Moos unter die Stämme, man vernahm keinen Laut; selbst ein Schmetterling, der sich auf einer Brombeerblüte niedergelassen hatte, erhob sich nicht. Der Elf begleitete den Fuchs, wie eine wehende weisse Blüte glitt er durch den rötlichen Abendsonnenschein.

Er sah, wie der Fuchs vorsichtig den Baumstumpf umschritt, der Ausdruck seines Gesichts war gespannt, und besorgt, und plötzlich legte er beide Ohren zurück, und sein Körper nahm eine drohende Haltung an. Es schien nun nicht mehr so, als spürte er einer Beute nach, sondern als erwartete er einen Feind. Er wandte sich nach dem Elfen um, schien etwas sagen zu wollen, zögerte aber und schwieg. Seine schwarze Nase arbeitete ohne Unterbrechung, als sei sie ein kleines Wesen für sich, seine Augen funkelten hart und böse, und er schlich so tief am Boden dahin, dass er fast um die Hälfte kleiner erschien.

Unter zwei gewaltigen Wurzelansätzen war der Eingang zu einer Höhle sichtbar, die durch den ausgehöhlten Stumpf tief in die Erde zu führen schien. Der Fuchs prüfte die beiden Ausgänge, die auf diese Art seitlich und nach oben hin entstanden, und schnupperte den Boden ab. Es war eine deutliche Fährte im Moos erkennbar, die ins Dickicht lief. Nun horchte der Fuchs, er hielt den Kopf schräg und hob den Vorderfuss. Und dann schien es

als nähme eine heisse innere Erregtheit ihm plötzlich alle Vorsicht, er schien den Elfen und jedes Ding um sich her vergessen zu haben, und aus dem halbgeöffneten Rachen, dessen Zähne hinter den hochgezogenen Lippen blitzten, kam ein wütendes Knurren, das einen solchen Hass, so viel Kampfesgier und Zorn verriet, dass der Elf bis ins Herz erzitterte. Es wird einen grossen Kampf geben, dachte er bebend, welch ein Tier mag dort hausen? Noch als er in Zweifel und Sorge bedachte, ob er den Fuchs nicht bitten sollte, von seinem Vorhaben abzustehen, erklang aus dem Innern der Höhle eine feine eindringliche Stimme von grosser Schärfe, man hätte fast glauben können, dass eine wütende Katze fauchte, und der Elf verstand:

"Geh weiter! Ich warne dich, oder du hast deinen letzten Gang gemacht!"

"Reiner", rief der Elf laut, "komm, ich bitte dich!"

Aber der Fuchs hörte nicht, seine Augen funkelten, als hätte er Feuer unter der Stirn, und sein ganzer Körper war in so hoher Anspannung, als zöge eine mächtige Hand einen Bogen bis zum Zerbrechen an. Trotzdem klang seine Stimme ruhig, als er antwortete:

"Mit solchen Worten scheucht man Kaninchen, du Tor, du hast vor Angst den Verstand verloren; komm heraus, wenn ich dich nicht in deinem Loch erwürgen soll wie eine Maus."

Es blieb still. Der Fuchs stand so, dass er beide Ausgänge übersehen konnte. Diesen Augen und Ohren entging nichts. Der Elf empfand, dass kein Einspruch mehr nützen würde; hier war ein Hass entfesselt, der so alt war wie das Leben selbst, und solchen Gewalten der Natur gegenüber gibt es kein Hindernis, sie toben sich aus wie die Gewitter oder wie der Frühlingssturm, und wer nicht die Kraft hat, sein Leben im Kampf zu wahren, der muss es verlieren.

Gebannt von Entsetzen und Bewunderung sah er hinüber, und ohne dass er noch die Kraft besessen hätte, auch nur ein Wort über seine Lippen zu bringen.

gen, wurde er Zeuge des furchtbarsten Kampfes, den er jemals in seinem Leben gesehen hatte. Wohl war er nach allem Vorangegangenen auf einen Angriff gefasst, auch ahnte er, dass er unversehends und plötzlich kommen würde, aber einen Ueberfall von solcher Wildheit, wie er nun jählings erfolgte, hatte er nicht für möglich gehalten.

Es schoss blitzschnell aus dem Dunkel der Höhle hervor wie ein fliegender Schatten, und nur an dem furchtbaren Anprall der beiden Körper erkannte er, dass dies heranstürmende Etwas ein Wesen von Fleisch und Blut war. Lange Zeit unterschied er nichts mehr als ein wildwogendes Knäuel, das sich ohne einen Laut, aber in unbeschreiblicher Erbitterung im Bodenlaub wälzte. Erst als die beiden Tiere sich für eine Weile losliessen, wie um Atem für ein erneutes Ringen zu schöpfen, sah er, dass es ein Marder war, den der Fuchs aufgestört und der ihn nun angefallen hatte.

Er sah kleiner und schwächer als der Fuchs aus, aber wie er jetzt dort im Laub hockte, an den Boden gedrückt, sprungbereit und den kleinen, bösen Kopf, in dem die Reihen der entblössten Zähne wie kleine weisse Sägen blitzten, bot er das Bild eines unheimlichen und einschüchternden Gegners, dessen Gewandtheit und Kraft unberechenbar erschienen und dessen Raub sinn und Blutgier denen des Fuchses um nichts nachstanden, ja von noch grösserer Tücke und Bosheit beherrscht sein mochten.

Wohl war der Fuchs grösser und sein Gebiss war mächtiger, wie auch seine Körperkraft grösser war, aber er bekam neben diesem geduckten Grimm seines Gegners beinahe etwas Harmloses. Der Elf konnte kein Auge von dem Marder wenden, er verstand den brennenden Hass, der diese beiden Tiere in eine ewige Feindschaft trieb, und jeder Versuch zu einer Versöhnung wäre einem kindlichen Vorhaben gleichgekommen.

"Einer von euch wird sterben", stammelte er zitternd.

Der Fuchs stand unbeweglich, als wäre er aus Holz geschnitzt, nur seine Rückenhasre hatten sich gesträubt, und in seinen Augen funkelte ein Feuer, so inbrünstig von Wut entfacht, dass es unmöglich schien, hineinschauen zu können. Aber die Raubtierblicke des Marders hielten diesen Augenstand; den seinen, die wie zwei stille, gelbe Edelsteine unter der harten Stirn lagen, entging keine noch so kleine Regung des Gegners, ja es erschien, als errieten sie, wie zwei geisterhafte Spiegel, jeden Gedanken des anderen.

Dieser Augenblick der scheinbaren Ruhe war von höchster Spannung, es tat einem fast weh, in diesem Zustand der Erwartung verharren zu müssen, und man fühlte sein Blut in tausend kleinen Hämmern überall arbeiten.

Da, wie ein Pfeil, der aus dem Hinterhalt abgeschnellt wird, fuhr plötzlich von unten her der Marder aufs neue zu, und diesem tückischen Angriff gegenüber erkannte der Elf zum erstenmal die Erfahrung und Klugheit des Fuchses in ihrem ganzen Umfang. Statt auf die jähe angreifende Bewegung des Marders einzugehen, verharrte er bewegungslos, sich dessen bewusst, dass er seinen Gegner Rachen an Rachen nicht zu fürchten hatte, und dass der Marder nur auf eine ungeschickte Wendung gehofft hatte, um die Kehle seines Feindes durchbeissen zu können.

Aber ehe der Elf einem neuen Vorgang mit den Augen folgen konnte, sah er die beiden Raubtiere sich in einem wildbewegten Knäuel am Boden wälzen. Es war nichts mehr deutlich zu unterscheiden, bald leuchtete das Rot des Fuchsfelles auf, bald sah er den hellen Brustflecken am dunklen Fell des Marders aufblinken, und schon glaubte er, der Fuchs habe die Oberhand gewonnen, als ein grässliches, wildes Geschrei die Waldstille weithin zerriss. Schrie der Marder? Schrien beide Tiere? Diese Laute waren furchtbar anzuhören, Schmerzen, Wut und Todesangst gellten heraus und eine Lebens-

gier, die alles um sich her vergass, den Wald, die Tiere, den Himmel und die Erde.

Da nahm der Elf zu seinem Schrecken wahr, dass es der Fuchs war, der schrie, und zugleich erkannte er, dass im Laub und im Moos rote und dunkle Flecken dort zurückblieben, wo das Knäuel der ringenden Körper sich vorübergewälzt hatte. War es möglich, dass der um so vieles kleinere Marder als Sieger aus diesem Kampf hervorgehen sollte? Nun erkannte er auch, dass sich der Marder im Hinterfuss des Fuchses verbissen hatte, und dass kein Zerren, kein Schütteln und Schleifen ihn zu lösen vermochten. Keine noch so rasche Wendung half dem schwerbehinderten Fuchs, immer war der Marder rascher im Entweichen, und sein Gebiss war wie eine Zange in das Fleisch des Fuchses geschlagen.

Und nun liess der Fuchs langsam in seinem Bemühen nach, er ermattete mehr und mehr, sein zorniges Schreien verstummte, und nach einer kleinen Weile sank er halb zu Boden. Der Elf hätte ihn verloren gegeben, wenn er nicht einen Blick aus den Augen des scheinbar durch seine Blutverluste so arg geschwächten Tiers aufgefangen hätte, einen raschen Blick, der aber auch nicht eine Spur von Ermattung oder Sterbensnot verriet, sondern eine Wachheit und Klarheit alles Sinne, als sei ihm nicht das kleinste Unheil widerfahren.

Aber der Marder liess sich täuschen. Ihm schien der Augenblick gekommen, seinem verwundeten Feind die Kehle zu durchbeissen, er liess das Bein des Fuchses fahren und fuhr zu, der weit vorgestreckte Kopf mit dem offenen Rachen sah wie das Gifthaupt einer grossen Schlange aus, so schlank und geschmeidig erschien es in dieser bösen, gierigen Hast. Aber da, es sah aus wie ein roter Blitz, schnellte der Fuchs herum, nun erkannte auch sein Gegner, dass er getäuscht worden war und dass der Fuchs alle Kräfte beisammen

hatte; doch ehe er zu neuer Besinnung kam, hatten die furchtbaren Zähne des Fuchses sich tief in seinen Hals gegraben. Man vernahm nur einen kurzen schrecklichen Laut von röchelnder Todeswut, dann wurde es still, und langsam hörten die Zuckungen des Körpers auf, den der Fuchs unter sich am Boden festhielt.

Erst als sich keine Regung des entfliehenden Lebens mehr wahrnehmen liess, löste er seine Zähne aus dem Hals des Feindes und sprang in einem weiten Satz von ihm zurück, immer noch wie in Sorge, dieses zähe, eigensinnige Räuberleben möchte sich trotz seiner Todeswunde zu einem letzten Biss aufraffen. Aber es geschah nichts dergleichen. Der Wald war wieder ruhig geworden, und kein Laut erinnerte mehr an das Kampfgeschrei, das ihn eben noch weithin durchklungen hatte. Nur ein paar Krähen kreisten hoch über den Wipfel der alten Bäume, unter denen der Marder starb.

Ein kleines rotes Bächlein rieselte aus seinem durchbissenen Hals ins Moos. Der Fuchs sah ruhig mit seinen klaren Augen hinüber und leckte sich die Lippen, sein breiter, roter Schweif peitschte das Laub, er sah zufrieden und stolz aus, auch nicht ein Schatten von Reue oder Mitleid trübte ihm den bösen Genuss seiner Kraft und seines Sieges. Seine Wunde beachtete er in diesen Augenblicken nicht.

Du mächtiger Herr im Wald, dachte der Elf, und sein Herz zitterte. Du kannst hassen und töten, geniessen und sterben, alles ist dein unvermindertes Recht.

Da erinnerte sich auch der Fuchs des Elfen, er sah hinüber und lachte:

"Nun", rief er, "was sagst du dazu? Ich habe gewusst, dass hier etwas nicht geheuer war, und ich suchte den Marder schon seit langem. Du hältst mich wohl für sehr böse?"

Der Elf strich sein Haar zurück und atmete tief auf.

"Ich halte dich für stark und klug", sagte er und presste die bebenden Hände zusammen. "Denk an mich und vergiss mich in deiner Freiheit nicht." Und er flog nach diesem Gruss auf und davon, das Herz von Erhabenheit und Bögen zerteilt.

Der Fuchs sah ihm so lange nach, als er ihn zwischen den Stämmen im Licht der Abendsonne erkennen konnte, und dachte: Er lässt mir, was ich bin und was ich habe, so möge auch er einmal empfangen, was sein Teil zu seiner Freiheit, das wünsche ich ihm.

Das Inhaltsverzeichnis wird jeweils
in Übereinstimmung mit der Quellenangabe

13.

(Titel fehlt noch)

in Verschieden.

Der Abend überraschte uns nach diesem ersten Tag in Cannanore. Panja stöberte in den Kisten umher, um Kerzen zu finden, und warf alles durcheinander, um Ordnung zu schaffen. Die Moskitoschleier für mein Lager befanden sich in der größten Kiste zu unterst, da Panja sie bei unserm Aufbruch naturgemäß zuerst abgenommen und damit auch am tiefsten vergraben hatte.

Ich saß noch lange, nachdem Panja schlief, auf der Veranda meines neuen Hauses und wartete auf den Mond und auf die Kühle. Aus den unbeweglichen Vorhängen der Bäume, Büsche und Pflanzen des Gartens zog ein schwüler Hauch voll betäubender Gerüche, alles blühte, und eine leidenschaftliche Lebensfülle drängte sich auf mich ein, um den Weg in mein Blut zu finden. Überall entzündete der gewaltige, stille Drang zu überschwenglichem Keimen die von den Grillen schallende Luft, die so ruhig war, daß die Flamme meiner Kerze nur wie in der Bedrängnis der übersättigten Luft zitterte, ohne zu flackern. Aus den Palmwäldungen, irgendwoher aus der Ferne hinter dem Garten, klangen die Blasinstrumente der Hindus aus einem Tempelhof, untermischt mit einförmigem blechernem Klirren. Man merkte dem begleitenden Gesang die zunehmende Trunkenheit der priesterlichen Sänger an.

Als ich die Augen öffnete, saß ein großer brauner Nachtfalter auf dem kupfernen Griff des Leuchters und sah bestürzt und hilflos in das unfaßbare Licht. Nach einer Weile begann er langsam die Flügel zu heben und zu senken, und seine Augen voller Angst und unbeweglicher Schwärze füllten sich mit dem Lichtwesen des heiligen Feuers. Die Luft trug seine starken Flügel leicht, diese Luft, die so schwer in meine Brust einzog und so ermüdend auf ihr lastete. Ich bemerkte erst jetzt, daß die Veranda sich bevölkert hatte, und daß ein beflügeltes Geschlecht nächtlicher Vagabunden bei mir zu Gast gekommen war. Alles drang auf geheimnisvolle Art aus dieser grünen Mauer hervor, die mich und mein Haus einschloß. Der Mond mußte hinter ihr aufgegangen sein, denn ich unterschied in der warmen Pflanzenwand nun hellere und dunklere Flecke, die Ornamente der Palmenfächer und die gewaltigen Formen der Bananenblätter, die wie die Keulen schlafender Riesen emporragten, oder gebrochen, wie zerrissene Häute niederhingen. Den Himmel konnte ich nicht sehen. Da löschte ich mein Licht aus, und eine matte, magische Dämmerung erhob sich lautlos um mich her, als sei die Welt durch ein grünes Glasmeer vom Licht getrennt. —

Während ich so meinen Besinnungen freie Fahrt ließ, hörte ich merkwürdige Geräusche aus dem Hause dringen, bald war es ein Scharren oder Pochen, bald rieselte es von den Wänden, oder knisterte im Gebälk. Manchmal unterschied ich Tierstimmen, seltsam klagende Laute des Kampfes oder der Liebe. Es war schwer zu unterscheiden, ob die Laute von außen oder von innen zu mir drangen, aber ich entzündete nach kurzer Zeit mein Licht aufs neue, um den Ungewißheiten der nächtlichen Dämmerung zu entgehen. Als ich aufbrach, um mich zur Ruhe zu begeben, war der Mond voll aufgegangen; es lockte mich, den beschienenen Garten zu betreten, aber die damit verbundenen Gefahren waren auf einem fremden und seit langem von Menschen verlassenen Gebiete zu groß.

Im Hausgang schlief Panja auf seiner Kokosmatte am Boden, und sein Schnarchen beruhigte mich als der einzige vertraute Laut in dieser Abgeschiedenheit. Im Hintergrund flüchtete ein niedriger Schatten lautlos in eine der geöffneten Türen der Gartenzimmer. Ich erwog es, ihm nachzugehen, unterließ es aber. Elias lag auf meinem Bett, als ich eintrat.

Die Holzstäbe an den Fenstern waren morsch und teilweise zerbrochen, Scheiben waren nicht mehr vorhanden. Auch hier verhüllte die undurchdringliche Pflanzenwand den Ausblick ins Freie und den Zuzug frischerer Luft. Der Blütenduft im Raum war berauschend, bald giftig, bald süß, die Düfte erschienen mir schwer und greifbar, während der Gesang der Grillen betäubend im Mondlicht zunahm.

Ich untersuchte meine Schußwaffe, obgleich ich wußte, daß sie in Ordnung war, und rückte mein Lager weit vom Fenster ab. Es stand mir schwer bevor, Elias wecken zu müssen, denn es war mir bekannt, daß ihn jede Störung aufs tiefste verletzte, und für diese unsichere Nacht wollte ich meinen einzigen Gefährten un-

3.

gern verstimmen. Aber er knurrte nur unwillig und schlief am Boden weiter, ohne recht erwacht zu sein. Da ich gezwungen war, das Licht bald zu löschen, weil seine Anziehungskraft auf die Insektenwelt zu groß ist, lag ich bald unter den Gazevorhängen im grünlichen Dämmerlicht und versuchte einzuschlafen.

Draußen wurde es von Viertelstunde zu Viertelstunde lauter und leidenschaftlicher; die Lebendigkeit des fremden Getiers teilte sich meinem Blut in aufreizender Art mit, und ich fühlte den Augenblick herannahen, in welchem man die letzte Hoffnung auf Schlaf fahren läßt. Meine Gedanken beschäftigten sich mit den vielerlei Veränderungen und Einrichtungen, die für einen dauernden Aufenthalt in diesem Hause notwendig waren. Solche Erwägungen verstimmten mich, wie leicht gleichgültige Dinge es tun, die mit einem Augenblickszwang an Stelle guter und harmonischer Besinnungen treten. Aber allmählich umfaßten meine Gedanken die Gegenstände nicht mehr, mit denen sie sich abgaben, die Umrisse verwischten sich, ich hatte unter den geschlossenen Lidern noch den unbestimmten Eindruck, als ob es im Zimmer heller geworden sei, und das Grillengeschrei verschwamm zu einem schwülen, drückenden Luftmeer, in dem ich leblos dahintrieb. Ich versank in Schlaf wie in einen Opiumrausch.

Ein weiches Gedräng an meiner Seite ließ mich auffahren, erstarrt blieb ich in der Haltung liegen, in die mich mein Erwachen gestürzt hatte, bis ich Elias erkannte, der sich mitsamt dem Moskitoschleier unter meine Decke verkrochen hatte. Wäre nicht ein schrecklicher Lärm im Zimmer stärker als mein Zorn gewesen, so hätte ich sicher meinem unschuldigen Hunde eine ganz neue Art des Luftsprungs beigebracht, aber mein Instinkt sagte mir rasch, daß das äußerste Entsetzen Elias zu seinem Vorgehen veranlaßt hatte, er zitterte heftig, und sein Winseln glich den Lauten der Todesangst. So ließ ich ihn gewähren, drückte ihn an mich und forschte nach der Ursache des eigentümlichen Lärms, der meinen Schlafraum füllte.

Es war fast hell im Zimmer, da der Mond nun so hoch am Himmel stand, daß seine Strahlen durch die Palmenwipfel den Weg ins Haus fanden, aber die Lichtflecke am Boden und die blassen Streifen in der Luft verwirrten mein Auge anfänglich,

4

bis ich erkannte, daß der Fußboden von einer erregten Schar großer Ratten wimmelte, die sich wie zu einem Angriff an der einen Seite des Raums gesammelt hatten. Ihnen gegenüber kauerte in der Ecke eine Katzenfamilie, kleinere, langhaarige Tiere mit ihren Jungen, und zwischen den beiden Parteien lagen getötete Ratten, einige verwundete schleiften sich mühsam unter kläglichem Piepen voran, einen Blutstreifen hinter sich zurücklassend. Es war deutlich erkennbar, daß die Katzen — ich zählte deren, ohne die Jungen, etwa vier oder fünf — sich im Zustande höchster Angst und äußerster Bedrängtheit befanden. Sie kämpften einen Verzweiflungskampf gegen die Übermacht der Ratten. Ihr drohendes Fauchen und Miauen hatte etwas, selbst überlegene Gegner, außerordentlich Einschüchterndes, und ihre Gebärden erinnerten mich an die eines gereizten Panthers. Es schien eine alte Feindschaft zu sein, die seit langem im Bereich dieses Hauses herrschte, und die in dieser Nacht vielleicht zum soundsovielten Male blutig ausbrach. Es mag einmal anders gewesen sein, vielleicht herrschte vorzeiten das Geschlecht der Katzen ohne Einschränkung und als tyrannischer Unterdrücker der Ratten, bis diese zu jener Überlegenheit gelangt waren, die mir jetzt über jeden Zweifel erhaben schien.

Die Ratten rückten langsam und mit widerwärtigen Lauten des Zorns und der Blutgier heran. Das magische Licht und der fast leere Raum, dessen Ecken in Dämmerung gehüllt waren, verschob meinen Sinnen auf eigenartige Weise die Verhältnisse von Größe und Weite, es kam mir vor, als rückten dunkle Ungeheuer zum Kampfe gegeneinander heran, ich selber war kleiner als sie, auf einem weit entfernten Berg.

Als die erste Katze, wie es mir erschien, ein alter und erfahrener Kater, zur Verteidigung mit einem langen, flachen Satz vorsprang, erschreckte und begeisterte mich die Wildheit seiner Bewegung. Der Kater verließ sich im Kampfe weniger auf sein Gebiß, als vielmehr auf seine Pranken, die mit zäher Geschmeidigkeit und tödlicher Sicherheit dreinhieben. Die Ratten stoben anfangs auseinander, als er mitten unter sie sprang; nur eine, die von seiner Tatze getroffen worden war, wand sich schreiend neben ihm am Boden, ohne daß er sie vollends tötete, oder auch nur noch be-

52

achtete. Seine glühenden Augen, dicht über dem Boden, waren auf die aufs neue heranrückenden Gegner gerichtet. Sie kamen langsam und mit häßlichem Kreischen näher, aus welchem sowohl Todesangst als auch äußerste Kampfeswut klangen, aber ein erneuter Sprung des Katers mitten unter sie hatte nicht mehr die gleiche Wirkung, wie der erste. Die diesmal getroffene Ratte hatte sich offenbar an seiner Lippe festgebissen, jedenfalls schlug das Tier, von seinen Schmerzen wie von Sinnen, mit ungeheurer Wut planlos um sich, sprang hoch empor und wälzte sich am Boden, während immer die eine Ratte, schon fast zerfleischt und in Strömen blutend, an seinem Maule festgebissen hing und hin und her geschlenkert wurde, hinauf und hinab. Und während ich, von Grauen fast atemlos, sah, daß die unheimlichen schattenhaften Gefährten der geopfert ersten sich von allen Seiten in der kämpfenden Katze festbissen, beobachtete ich sogleich, wie hart an der Wand eine andere Rattenschar gegen die in der Ecke zusammengedrängten Katzen vorrückte. Sie glitten, eng aneinandergedrängt, wie ein langsamer Schatten dahin, und das furchtbare Geschrei des sterbenden Katers mitten im Zimmer begleitete ihren gespenstigen Zug wie eine greuliche, herausfordernde Kampfesmusik.

Plötzlich, wie auf einen heimlichen Zuruf hin, stürzte der heranahende Schatten blitzschnell auf die zusammengekauerten Katzen, und es entspann sich ein zweiter, nicht weniger erhitzter Kampf im Dunkel, der mich um so mehr entsetzte, als ich keine Einzelheiten zu erkennen vermochte.

Ein winziges, junges Kätzchen von zärtlichster Anmut flüchtete betroffen, und scheinbar die Gefahr kaum ahnend, mit zierlichen Sätzen ins Licht. Zwei rasche Schatten folgten ihm, man sah keine Bewegungen an ihnen als einzig die des Dahingleitens, und in wenig Augenblicken war das Tierchen zerfetzt. Auf den kurzen, jammervollen Angstschrei arbeitete sich die Mutter mit verzweifelten Anstrengungen zur Hilfe heran, und zu meinem Entsetzen sah ich die schauerlichen Nachtgesellen in ihren Leib verbissen, und sie schleppte, vor Schmerzen heulend, wie ich niemals eine Katze habe klagen hören, ihre blutdürstigen Mörder mit sich, ohne ihrem Kinde Hilfe bringen zu können.

6-

Wäre dieser Kampf nicht gleich darauf auf eine entscheidende Art unterbrochen worden, so hätte ich sicher eingegriffen, um ihn endlich zu beenden. Ich habe mich später oft gefragt, was mich daran gehindert haben mochte, es gleich zu tun. Dem Menschen-gemüt haftet ein sonderbarer Hang an, kämpfenden Tieren zuzuschauen, und der wollüstige Genuß an solch erregenden Schau-spielen ist nicht nur verwerflicher Art, sondern er muß auch eine Achtung vor den selbsttätigen Bewegungen der Natur zur Grund-lage haben und ein heimliches Bewußtsein für die Wahrheit, daß der Mensch ihrem Walten weder etwas nehmen noch hinzufügen kann. Ich entsinne mich, daß ich schon als Kind einem Hahnen-kampf mit Freude und Genugtuung zuschaute, und, daß ich sein Ende mit dem erhebenden Gefühl einer Bewunderung und ohne Beschämung erwartete. So habe ich als Knabe auch nur schwer begreifen können, daß die Menschen Hunde zu trennen suchten, die in eine Beißerei geraten waren, und obgleich einem reizenden Affenpinscher, den ich mein eigen nannte und dem ich aufrichtig zugetan war, von einem Wolfshund die Kehle durchbissen wurde, weiß ich doch gut, daß ich trotz meines Schmerzes dem bösen Sieger mit einer Ergriffenheit nachschaute, die geradezu an An-betung grenzte und die mit heftigem Neid auf seinen Lorbeer gemischt war.

In jenem Augenblick nun, als ich, von Entsetzen und Mitleid ge-peinigt, in den blutigen Kampf der Tiere einzugreifen beschloß und vorsichtig nach meiner Schußwaffe tastete, im voraus mit heimlicher Genugtuung die furchtbare Wirkung ermessend, die das Krachen eines Schusses auf dem nächtlichen Schlachtfeld her-vorrufen würde, erklang aus dem dunklen Winkel des Raumes, hinter mir, ein Laut, dessen gebieterische Macht stärker war, als der feurige Donner aus dem eisernen Mund meiner Waffe. Es war ein leises Zischen, das man auch ein trübes Fauchen hätte nennen können und das den seltsamen und etwas lächerlichen Lauten zu vergleichen war, mit denen bisweilen Gänse mit ge-senktem Kopf gegen einen Gegner vorzugehen pflegen. Aber die Wirkung dieser klanglosen und widerlich eindringlichen Stimme war alles andere als lächerlich, sie war von einer geradezu grauenhaften Macht. Ich fühlte mein Blut in den Adern gerinnen,

7

und die Totenstille, die im Raume eingetreten war, erhöhte den Schauer meines Entsetzens zu einer todesartigen Erstarrung. Es war so still, daß ich mein gehemmtes Blut in den Ohren sausen hörte, bis langsam, ganz langsam mein Herz jenes furchtbare, dumpfe Hämmern begann, unter dem der Atem stockt und ein schmerzhaftes Gefühl des Erstickens einsetzt. Ich sah die Tiere wie dunkle, reglose Flecke am Boden, selbst das Todesgeschrei der Verwundeten verstummte für eine Weile, nur eine große Ratte, deren Leib völlig aufgerissen war, kreiste in einer Lache ihres Blutes am Boden, in ihr Eingeweide verwickelt, mitten im Mond, und ihr heiseres Piepen hatte in Gemeinschaft mit ihrem scheußlichen Reigen eine fast komische Wirkung unbeteiligten und ahnungslosen Eifers.

„Die Schlange hat gesprochen, unter den heißen Steinen,
ihr tauber Gesang schüttet das Herz in Schnee,
aus ihrer Stimme brechen die Augen des Todes
wie aus den Berggefilden des ewigen Schnees.“

Ich hatte diese Verse in Maratta von einem Fakir gehört und sie mir später geben lassen, wobei ich erfuhr, daß sie alter Herkunft seien und einem viel gesungenen Liede der Bergvölker der West-Gates entstammen. Nun dachte ich in diesem Augenblick zwar nicht an sie, sondern die Verse schienen an mich zu denken, sie bemächtigten sich meiner in dieser schrecklichen Lage, und mir geschah aufs neue das ergreifende Wunder jener erhabenen Gelassenheit, die, in Augenblicken der Angst, wie eine höhere und unbeteiligte Gewalt über uns hereinbrechen kann.

Darüber sah ich eine große Schlange herangleiten, ihr schmaler Kopf war wohl eine Handbreit über dem Erdboden erhoben, und als er ins Licht kam, sah ich die feine Zunge eifrig spielen. Es erschien mir, als lächelte das Tier.

Unter meinen Augen begann nun das grausame Spiel der Schlange, das alle Völker auf Erden kennen und rühmen oder verfluchen. Keinem anderen Tiere ist die geheimnisvolle Macht dieser Wirkung verliehen, die lautlos, unerklärbar, und wie aus einer unterirdischen Welt des Bösen stammend, daherkommt. Kraft und Mut, oder gute Waffen und kühner Sinn bringen ihrer Herrschaft

81

nur selten Gefahr, denn sie hat neben vielen magischen Mitteln jenes furchtbare in ihrer Begleitschaft, das auch den Helden wehrlos macht, den Ekel. Aber neben ihm und vielem anderen, das ihr Wesen enthält, erstrahlt jener dämonische Abglanz aus ihren Regungen, der uns wie eine alte Erinnerung an den beständigen Triumph des Bösen anmutet. So ist ihr listiges Schleichen mit Weihe gepaart, ihre Schönheit mit Verstecktheit und ihre Macht mit Niedrigkeit. Alle Eigenschaften, welche dem Starken Freimut verleihen, verbindet sie, wie in einer heimlichen Genugtuung eigennütziger Bosheit, mit Falsch. Die Elemente von Wasser, Erde und Luft scheinen bei den Bewegungen dieses Körpers ihre unterscheidende Eigenart einzubüßen, denn der Gang der Schlange ist dem keines anderen Lebewesens zu vergleichen; in ihm ist das einfältige Rieseln des Wassers mit den Beschwörungen der Magier verbunden.

Die Schlange umkreiste eine verwundete Ratte, die noch lebte, fuhr aus ihrem verschlafenen Tanz, der alle Wesen bannt, jählings zu und begann das erbeutete Tier zu verschlingen. Ihre Sorglosigkeit und die überlegene Sicherheit ihres Tuns erregte meine Bewunderung in hohem Maße, es war, als wäre sie sich keiner Feindschaft bewußt, die ihr etwas anzuhaben vermöchte. Das Zimmer blieb still, nur von der Decke rieselte bisweilen ein feiner Staub, und die zackigen Lichtornamente am Boden rückten langsam beiseit. Die Erde kreist, dachte ich, mit mir, mit dieser Räuberin, mit den kleinen Sterbenden und Toten dieses Raumes und mit allen, von denen ich durch ein unendliches Meer getrennt bin. Draußen schnarchte Panja, und Elias war an meinem Rücken eingeschlafen. So nahm ich vorsichtig vom Kofferrand eine der großen indischen Landzigarren, die braun wie Torf und feucht wie Erde sind, zündete sie an und wartete auf den Morgen. Meine Gedanken zogen mit den Rauchwolken in die grünliche Dämmerung, und ihr Gegenstand war das Leben der Menschen und Tiere auf der merkwürdigen Erde.

ERWACHEN.

Der erste Laut, der in das erwachende Bewusstsein der Tierseele sank, war Wasserklang. Noch befangen im Naturschlaf des Winters, den alle Seelen schliefen, drang wie von überall her, aus Höhe und Tiefe zugleich, der Gesang des Elements in die aufdämmernde Sinnenwelt. Es lullte mild und wohl-tätig ein und weckte zugleich, es gab das ferne Gefühl des Lebendigen im Irdischen, rührte zart und drohend an Erinnerungen, nah, wie eben erfahren, und zugleich fern wie die zeitlose Seinswelt. Ein Rauschen hoch aus grünen Schattendecken erhob sich mit dem Eindringen der Wasserstimme, und wie unter Schleiern ein sanft dahinwehendes Wissen von strahlendem Blau, das die Dinge sichtbar machte und Gestalten schuf.

Das junge Wiesel wusste nicht mehr, dass es im stärksten Frost der Wintertage, nach seinem ersten kurzen Lebenssommer, unter das Gebälk gekrochen war, unter dem es jetzt in Laub und Holzmoder am Bachrand ruhte. Die Gleichmässigkeit der pochenden Erdkräfte spann die erregbare Seele im wärmenden Schlupfwinkel in ihren Rhythmus ein, es war, als verwächse er mit Mächten, die aufnahmen und wieder zu sich verwandelten. Eine dumpfe Hörigkeit aus Schlaf und Vertrauen befriedigte, und der zeitlose Dahingang umnachtete noch die Sinnenwelt.

Aber nun klang es an den Lichtpforten, die sich tief im kleinen Hirn hinter den noch erblindeten Augen öffneten, und die draussen wie drinnen leuchten mussten. Ein saugender Zug umfloss den Erdkomplex, den Wintersarg, das matt pochende winzige Herz, dessen Kreislauf sich aus dem Kreislauf des Alls in ein gesondertes Bereich der Bewusstheit umzubilden trachtete. Aber es war nicht allein dieser Klang voll mahnender Lockung, voll Schwüle und beseligter Eile, der die zuckenden Strömchen von Ungeduld und Willenstrieb

7.
auslöste, sondern ein anderes höheres Element, eine stumm rufende Kraft von grosser Allmacht. Draussen im Wasser klang es als ein fremdes Geräusch des Andersartigen, aber diese zweite Macht, die bis in die Zellen und Kammern des Körpers zog, fand einen Widerhall und eine Blutantwort im eigensten Sein des kleinen Tiers.

Es war Wärme, Wärme noch ohne Licht, ein feines, stilles, barmherziges Erglühen, aus dem es wie süsse Verpflichtungen aufstieg, wie Verheissung und Dauer, das Ureigenste und das Allweben waren zugleich darin. Es hauchte die Lider der geschlossenen Augen an und machte ihren Glutkern begierig nach seinem Lichtwesen, es rüttelte am Herzen, es prickelte im Kreisen des Bluts in den Gliedern. Nun rief es ein Aufzucken des ganzen Körpers hervor, einen Glutblitz von solcher Lebenssüsse, dass ein jähes Aushauchen des kleinen Raubtiermauls einen wehen stöhnenden Laut mit sich brachte.

Jedoch nun wieder, nach einer Spanne Zeit, besänftigtes ein dunkles Noch-Nicht. Ueber die kreisende Erde draussen sank der Frühlingsabend und die noch lange Märznacht. Aber mit dem Aufgang und Niedergang der kommenden Tage und Nächte wiegte die Weltseele das berührte Seelchen in ihrem Erdschoss in grossen Schwingungen langsam wach, bis zur mittäglichen Stunde in drängenden Wärmefluten ein gewaltiges Pochen und Toben an den Pforten des Wintergrabes begann. Der Bach brauste. Er trug Steingeröll und Holz zu Tal, er zischte und läutete, er erschütterte das Gefüge des Brückengebälks. Mir den Blutlauf des erwachenden Tieres vereinigte sich aller selige Lebenslärm des Frühlings nur im Bewusstseinsgebiet der zunehmenden Wärme, alles drang in seine Gewebe als Sonnengewalt. Der Lebenswille, wie übernommen aus saugendem Wurzelwerk, aus drängendem Keimen und Wasser- und Vogelgesang, stieg in seinem Tiergebilde zu herrlichem Triumph empor, und der entsunkene Leib reckte sich, das blinde Haupt suchte tastend den Weg

empor, die Erdschicht bröckelte nieder, das vermoderte Laub liess seine Däfte aufquellen, und in diese Regungen brach es jählings mit furchtbarer Lichtgewalt herein, so dass das kleine Tier durch und durch erbebt. Es zuckte in die Nacht des Mutterschosses zurück, aber das Himmelsgold drang durch Fugen und Risse in die Geheimnisse der vollendeten Muttergnade ein und entkleidete sein Geschöpf von aller Nacht für sein neues Dasein im Glanzbereich der älteren Mutter, der Sonne.

Immer noch geblendeten Auges, ganz eingehüllt und wie getragen von den Wohltaten des Lichts, streifte das Tier in seltsam verzerrten Windungen und Wallungen des Körpers den Schlafmantel der Winternacht von der sich langsam auflichtenden Seele, und das rascher rinnende Blut belebte den Körper Glied für Glied. Hilflos, wie ein Pflanzenkeim, schob sich der Leib am Bachrand hin der wärmeren Sandböschung zu, auf der die Märzsonne brannte. Die dunkle Decke des Fells und der weisse Leib schwiegen sich in die Farben der umgebenden Natur ein, als schützte die Erde ihr Gebilde mit weiser Mühsorge. Die noch schlummernden Tastorgane vermieden, in traumhafter Begabung für Gefahr und Gunst der Umgebung, die reissende Flut des Baches und die übersehbaren Flächen, aber dann durchdrang die Sonnenglut das Blut in furchtbaren Lichtorkanen und berauschte sein Geschöpf bis zur Verzücktheit. Wie von einem Lichtwirbel ergriffen erhob sich das kleine Tier, taumelte empor, kreiste wie in einem magischen Opferschritt, gewann die strahlend besonnte Fläche des Feldes und tanzte dahin, immer noch blind, bezaubert vom gewaltigen März.

Erschöpft sank es zwischen die Schollen. Das zertlippige Raubtiermaul öffnete sich, die Zunge schmeckte das Licht und die Erdfeuchtigkeit, die winzigen Nüstern bebten und sogen witternd die ersten Ahnungen seiner Lebenswelt in das erwachende Tierbewusstsein. Und langsam, wie sich ihrer

9.

selbst erinnernd, flimmerten die Instinkte auf, das aus unendlicher Weite ererbte Wissen der Art entliess die Kräfte zur selbsttätigen Wirkung nach wunderbaren Plänen. Als sich die Augen zum erstenmal öffneten, schlug sich der geschmeidige Körper jählings in die Erdfurche nieder, in einer Windung voll Erschrecken, Vorsicht und Abwehr. Angstvoll und gierig schnupperte die Nase am Erdreich, ein Wehen von fremder Tierart fiel in die Sinne und weckte die Sucht nach Nahrung, der mächtige Trieb der Erhaltung gewann Raum. In der aufsuchenden, lichtseugenden Hebung des Kopfes ward das spielende Märzkind wieder zum herrlich gebildeten irdischen Tier, mit Kraft und grosser Macht über seine Welt gesetzt. Zum erstenmal funkelten die Steinaugen auf, deckten sich bewusst und glücklich mit den schützenden Lidern, und das dämonische Trachten ging nach nie endendem Dasein.

f2 10

DIE DOHLEN.

Es ging ein starker warmer West und sang gewaltig. Mario zog ihm entgegen. Der Wind machte beinahe unvorsichtig, da man sich nicht wie sonst auf sein Gehör verlassen konnte, und der sorglose Aufruhr der Bäume und Büsche übertrug sich auf das eigene Blut. Es flatterte, schrie, raschelte, schwatzte und brauste umher, vom Boden empor bis zu den Gipfeln, alles reckte und dehnte sich aufgemuntert und belebt. Die Bodentiere hielten sich verborgen und die Vögel versteckt, nur ein Elsternpaar lärmte in einer Ulme und liess sich schauken und zausen. Mario kam so dicht an die Redseligen und Scheltenden heran, dass sein Pfeil sie erreicht hätte, aber er senkte den Bogen.

Auf seinem Weg erhoben sich die Ruinen des alten Schlosses; er kannte die Stätte schon lange, sie lag etwa eine Stunde von der Waldhütte entfernt gegen Südwest. Der Wald rückte an das alte Gemäuer heran und breit und wuchsig daran empor, er drohte es ganz zu verschlingen, aber noch ragten die Reste der Steingebilde über die Baumwipfel hinaus. Der Sturm sang in den öden Fensterhöhlen der Südmauer, die sich noch wie ein graues Felsgerippe in den Himmel erhob. Die Dohlen warfen sich um die Schroffen.

Ein verschütteter Weg, der von der Westseite her wie ein Bachbett in die Trümmerwelt emporführte, liess sich noch erkennen, verwachsen und überwuchert, ganz zerfurcht von den Sturzbächen der Gewitter, die die Einfassungsmauern eingerissen und niedergelegt hatten. Der Ginster reckte seine dunkelgrünen Zweigbesen struppig aus den Ritzen, Efeu kroch still und schläfrig aus den Schattentiefen des ehemaligen Burghofs empor, und in einem zerbrochenen Fensterbogen, mitten darin, grünte ein wilder Kirschbaum.

Die Eidechsen blitzten und raschelten an den windgeschützten Sonnenhängen auf dem heissen bröckelnden Gestein, und das Heidekraut, hoch in Blüte,

deckte wie mattglühende Wolkenschatten die zerbröckelnden Gewölbe. Die abgesunkenen Ringmauern wurden vom Walde lautlos gestürmt, er verschlang ihre von Menschenhänden gebildete Gestalt, zermürbte das Gefüge, zerfrass und zerlegte Mörtel und Gestein. Das Farnkraut beschattete breit und dicht die Trümmer im feuchten Grund an den jäh abstürzenden Hängen, wie Decken aus grünem Spitzengewebe, und gewaltige Baumriesen brachen tiefer unten durch die Quadern.

Die Ruine wurde von den Dohlen beherrscht. Mario, der die Stätte der alten Zeit und des Verfalls liebte, stöberte nicht umher, sondern legte sich still und wohlgeborgen an den höchsten Platz, den er erreichen konnte, und wartete geduldig auf das Treiben, das sich zeigen sollte. Aber da geschah es ihm, dass der Flug der Dohlen ihn verzauberte.

Er sah von halber Höhe des Turmes aus, der sich über einen Mauerrand hin erklettern liess, ins Land hinaus nach Süden durch die Baumwipfel hindurch. Er war niemals so hoch über die Waldebene gelangt, und zu Anfang nahm ihn der lichte helle Ort und sein Blickfeld gefangen. Er fühlte sich wie von Wind und Helligkeit getragen und atmete froh. Wie ein hochgewelltes, ruhloses grünes Meer wogte unter ihm, unabsehbar weit, der herrliche Teppich des Waldes, von eilenden Wolkenschatten und dahinfahrenden Sonnenflecken überjagt. Das Geschrei der Dohlen hier oben enthielt so wild und sonderbar, was ihm das Herz bewegte.

Ida or still Aber mehr noch ihr Flug. Nun, und mit seliger Zeit gewappnet im Ginstergemäuer ruhte und schaute, sah er über sich die Flüge und Stürze der schwarzen Vögel, die zuweilen stahlblau und violett schimmerten, wenn die Sonne ihr Gefieder abblinkte, als würfe sie ihr Licht mit Lust und Jubel in dies über alle Massen kühne Himmelstreiben. Zum erstenmal begriff Mario das Element der Luft, die vom Sturm entflammten Vögel lehrten es ihn ver-

stehen und im Bild erschauen.

Das war kein Fliegen mit regelmässiger Flügelwühe und sorgsamem Eifer der Schwingen, was die grossen Vögel dort oben trieben, das war ein Spiel mit den Windgeistern, o nein, viel mehr als ein Spiel, es war eine Herrschaft über die Luft, voll nie gesehener Berufung und erhabenen Wissens zwischen Himmel und Erde. Sie vertrieben einander von den höchsten Zinken und Gipfeln des Gemäuers, immer wie in einem heiteren Gezänke. Die Verjagte liess sich los, als stürzte sie ab - ja, sie fiel wirklich - aber da blinkte das Gefieder auf, und jählings riss der Wind sie hoch empor, als sei sie ohne Gewicht, ein wirrer zerzauster Federbüschel in der jagenden Luft. Sie schlug sich nicht empor, sondern überliess sich dem Wind und er trug sie aufwärts, wie Segel stellte sie die Flügel gegen die Strömung.

Die Dohlen überschlugen sich, tauchten hinter die Zinken in den Wind-schatten, stiegen wieder kerzengerade empor oder torkelten windberauscht im Gebrause. Nein, sie flogen nicht, sie gaben sich dem Wind völlig und wehrlos hin, und wenn er sich ihrer bemächtigte, als seien sie seine verlorenen kraftlosen Opfer, kam eine mühelose kleine, kaum sichtbare Wendung des schlanken Körpers, der Steuerfedern, der Schwinge, ja nur eines Flügeleckchens, und sie fuhren davon, wohin es ihnen gefiel und triumphierten über den Sturm, als wäre er ihr genarrter Diener. Sie konnten nicht nur hinabstürzen, sondern auch hinauf, wahrhaftig, das vermochten sie. Es war oft, als schösse sie ein furchtbarer Stoss aus der Tiefe empor und grimmig zurück, aber dann, aus der Höhe, fielen sie nieder wie Steine, fingen sich unmittelbar vor der Felsecke, als prallten sie an eine gläserne Wand und landeten leicht und zart, als gäbe es keinen Sturm in der Welt.

Mehr und mehr flog Marios Seele mit, sie wurde ein Licht- und Windwesen wie die Tiere über ihm, er verstand und liebte den unsichtbaren Wind, der

ohne Anfang und Ende, ein singender tragender Weltenodem, zwischen Fels und Sonne die Seinen wiegte und sie zu sich erschuf, als würden sie erst in ihm, was ihre sorglosen Kräfte so strahlend machte. Durch die Vögel offenbarte er seine Allmacht und die lichte Freiheit seiner Natur, jedoch zugleich wurden Mario die Vögel durch den Wind vertraut. Ja ihm war, als flöge er selbst und als sei er gleichermassen in Wind und Vogel vereint; er konnte sich vor Glück nicht bergen.

Nun begannen die Dohlen, als sprächen Erinnerung und Traum, zu ihm zu reden: Einmal, Mario, weisst du es noch, verfolgten wir den Habicht, und der königliche Vogel flüchtete. Es war zur Zeit unserer Brut, als du am Tag zuvor die alten Münzen hier in der Burgruine in unseren Nestern fandest. In wilder Flucht entwich der Mächtige vor unserer Schar, du sahst es mit Schrecken und Verwunderung. Du erblicktest auch, wie er sich jählings hoch in der Luft zum Kampf, zur Abwehr rüstete, er schlug sich auf, schoss nieder, stand für einen Augenblick mit weitgespreiztem Gefieder in der Luft, wie ein Wappenbildnis, jedoch Schnabelhieb und Krallen verfehlten uns stets, nicht eine von uns traf oder verwundete er. Er ist stärker und furchtbarer als wir, aber unser Triumph über ihn liegt im Flug, unser Flug ist mächtiger als seine grosse Gewalt. Und er wandte sich erneut zur Flucht, als entsetzte ihn sein Streit mit den schreienden, schwarzen, gespenstigen Luftschatten, den unerreichbar gewandten und jähbeschwingten Vögeln, mit uns, den Dohlen. Wir sprechen vom Habicht, hörst du uns, Mario, von ihm, bei dessen Anblick die kleinen Vögel auf den Aesten vor Entsetzen erstarren, so dass sie wie gelähmt im Gezweige hocken, als seien sie tot. -

Die Sonne brannte, Mario erhob sich taumelnd, er brauchte Zeit, um sich in der Gegenwart zurechtzufinden, und seinen blinzelnden Augen, die lange ins Licht geschaut hatten, erschien die Umwelt für eine Weile schal und farblos.

Er schickte seine Blicke in die Weite, als habe er erst nun die Weite gelernt. Ihr Zauber überflutete ihn als ein Schmerz, wie Heimweh ... konnte man denn Heimweh nach der Ferne haben ?

Aus "Mario und die Tiere"

DER GRUSS AUS DEM DUNKELN.

Es war nicht viel Licht in den Gedanken des Mannes, der sich in der Abenddämmerung in die öde und enge Vorhalle eines Bahnhofes drückte und dort, den verschlissenen Ueberzieher fest um sich ziehend, fröstelnd auf einer Holzbank Platz nahm. Nur für einen Augenblick natürlich und ängstlich darauf bedacht, von niemandem für etwas anderes gehalten zu werden, als für einen hermgerichteten, irdisch wohlbestellten Passanten, der sich für eine Weile auszuruhen gedachte, oder für einen Fahrgast, der sich ein wenig zu früh am Bahnhof eingefunden hatte.

Der Fremde grübelte stumm und einsam vor sich hin. Sorgen und Hoffnungen, wie sie mich jetzt schon seit langer Zeit heimsuchen, dachte er, sind im Grunde wohl eine Art Schutzwehr gegen den Verfall und die Ausschweifung des Gefühls. Mehr als fünfzig Jahre lebe ich nun, so oder so, und da ziemt es sich nicht mehr recht, mit Worten und Begriffen wie "einsam", "traurig" oder "sehnsüchtig" das gewappnete Herz zu erweichen, zu erniedrigen oder zu bedrängen. Nein, im Gegenteil, so war es immer schon, einsam, traurig, sehnsüchtig. Es war nie anders. Nur wer das Leben nicht kennt, wer gewissermassen neben ihm her, ohne Empfindungskraft und ohne hohe Forderung, seine Tage verbringt, vermeint, es sei anders. Neben dem Leben ist es auch anders, mitten im Leben selbst dagegen nicht.

Wären ein paar andere Gäste in dieser öden und kaum vom Licht beschienenen Holzhalle des Bahnhofes der kleinen Stadt zugegen gewesen, darunter sogar kluge und erfahrenen Menschen, die sich auf Beurteilung, Vergleich und Einschätzung verstanden hätten, so würden sie bei einer Betrachtung des Fremden etwa folgendes festgestellt haben:

Dieser Mann wartet ja eigentlich gar nicht auf einen Zug, er gibt sich nur den Anschein, oder er wartet überhaupt schon lange, schon immer.

Das wäre nicht einmal so schlecht beobachtet gewesen, auch nicht schlecht in Worte gefasst, denn es gibt tatsächlich Menschen, die ihr Leben lang warten. Wer einmal wirklich hat warten müssen, und noch dazu ohne rechte Hoffnung, weiss, dass Warten ein furchtbares Leid ist, ein ungreifbares, zehrendes, das die Kräfte verdirbt und den Sinn unsagbar ermüdet.

Zudem liess sich an dieser hockenden Gestalt in der Dämmerung deutlich erkennen, um so deutlicher, als es fast schon dunkel war, dass es nicht immer ein solch verlorener Ort gewesen sein konnte, an dem sie gewartet hatte. Wie rasch man doch bei verbrauchten Kleidern festzustellen vermag, dass ihr Träger einmal sehr gut zugeschnittene Anzüge getragen haben muss. Nur der einfache, einfältige, der arme, arbeitende Mensch versteht schlechte und verbrauchte Kleidung gut zu tragen. Sogenannte feine Leute können das nicht. Es ist nun einmal viel schwerer, vom behüteten, wohlgepflegten Wohnraum des Anstands und der Ordnung aus in der Gasse Halt zu finden als umgekehrt.

Gottlob waren in der Worthalle keine Leute, die sich solche Gedanken hätten machen können. Da walteten der gedankenlose, feuchte Wind, der seinen unbekannten/heimatlichen Weg zog, die verhüllende Dämmerung und die Kälte; gnädige, Gefährten des Verlassenen, denn er wusste, nur er spürte sie, aber sie waren barmherzig genug, von ihm keine Notiz zu nehmen. Teilnahme, dachte er, weiter vor sich hin grübelnd, die überlasst mir. Im Elend braucht man die Teilnahme nicht, sondern nur die Möglichkeit, wieder selbst teilnehmen zu können. Das wissen nur die allerbesten Menschen, die sogenannten guten Menschen ahnen es nicht einmal. Sie neigen sich zu uns herab und zeigen uns damit nur die Tiefe, in die wir gesunken sind, unsere Verlassenheit und ihr eigenes Glück, das zornig macht. Wer kann durch äusserliche Wohltat Güte in ein elendes Herz zaubern? Zeig ihn mir!

Da, durch den Eingang, der zur Strasse führte, kam es rasch und niedrig am Boden hereingehuscht, lief durch die Wartehalle und machte vor der Schienenbahn halt ... ein kleiner Hund.

Das Tier war in das Blickfeld des Mannes geraten, der vor sich hinstarrte. Nun hob er den Kopf und sah dem kleinen fremden Eindringling nach, mehr mit den Augen allein als mit allen Sinnen, angezogen durch die Bewegung.

Der Hund schien die Stufe hinab zu dem Schienenstrang als eine Grenze zu betrachten, die nicht überschritten werden durfte. Es war noch hell genug, um das Tier beobachten zu können. Die kleinen bebuschelten Kopfverzierungen, die offenbar als Ohren Dienst taten, hoben sich etwas, die Nase schnupperte in die feuchte Weite, half den deutlich schwachen Augen und schien drüben im abendlichen Land allerhand Wünschenswertes festzustellen. Es wurde jedoch bald als unerreichbar abgelehnt, und ein gewächlicher Rundgang in der Halle begann. Zunächst fand der Fuss einer Eisensäule freundliche Beachtung, nur kurz und scheinbar ohne rechten Erfolg. Solche Bedürfnisse schienen zur leeren Gewohnheit herabgesunken zu sein. Trotzdem folgte ein wildherziges Scharren auf den kahlen Fliessen, die einem erhofften Sandboden gelten.

Der neue Besucher schien den alten nicht bemerkt zu haben, der jetzt aus seiner Versunkenheit erwacht war und mit seinem Lächeln, von dem er nichts wusste, auf das kleine Tier schaute. Mein Gott, gab es denn so wichtige, so erregende Dinge in dieser öden Halle? Die unsichtbaren Spuren unter den Bänken schienen darüber zu berichten, wer sich den Tag über hier aufgehalten hatte. Ein Papierfetzen strotzte von Nachrichten. Die Steinplatten vor dem Fahrkartenschalter erschütterten durch die Fülle der Seelen und Seelchen, die dort immer noch hausten, im Dämmern, im Unfassbaren.

Der Mann rührte sich nicht. Wurde er übersehen? War er noch nicht entdeckt worden? Das war erstaunlich und sehr sonderbar, fast ein wenig kränkend. Ihm schien jetzt, als verstelle sich das kleine Tier, als täte es so, als sei es unbeobachtet. Sicherlich, dieses Entdeckungstheater in der Halle war ein wenig affektiert. Da sollte einer nun nicht lachen über dieses kleine Vieh, dessen unerforschbare Herkunft sich am deutlichsten in den Rassen kundtat, die es verkörperte.

Erschöpft schienen diese Erlebnis-Reichtümer der Halle zwar noch keineswegs zu sein, aber das kleine Tier zeigte sich ermüdet. Es nahm jetzt geradewegs Kurs auf den Sitzenden zu, näherte sich ihm ohne besondere Anzeichen von Freundschaft oder Zweifel und sog, dicht vor ihm angelangt, Art und Wesen des Fremden mit der Nase ein.

Es war fast dunkel im Winkel zwischen Bank und Eingang. In braunroten matten Lichtgarben erlosch der ferne Horizont, der sich vor dem Niedergang des Tages noch einmal spärlich aufgelichtet hatte, über den silbernen Linien der Schienen, die überklar, fast grell schimmerten. Der Mensch sah jetzt wach und fast gierig auf das Tier nieder, das sich ihm im Schatten-Grund unten näherte. Aber es lehnte oder drückte sich nicht an seinen Körper, oh nein, das verbot ihm deutbar eine heimliche Scheu, ein wunderbarer tierischer Takt, die dunkle Wissensbescheidung seiner Art. Nein, es hielt sorgsam Abstand von jeder Körpernähe und berührte den Menschen nicht, kaum dass einmal die Pfote ein wenig fragende Gunst gewährte und Gewährung zaghaft am Schuh ertastete. Es legte sich dann in respektvollem Abstand, still und ernst am Boden neben dem Menschen, würdig in seiner Weise und deutlich endgültig. Hier sass man in der Dämmerung, hier wartete man. Gut.

So empfand der Einsame keineswegs, dass er selbst etwa hier gross oder gütig, nach Art besonders braver Menschen, einem armen Tier etwas

erlaubte und zukommen liess, sondern er fühlte, dass er etwas empfing. Nicht Gunst oder Gemeinschaft, nicht Vertrauen oder gar den heimlichen Wunsch und Willen, die Verlassenheit aufzuheben - das alles schien ihm plötzlich alt, verbraucht und von muffigen Seelen vertan und verspielt - er empfing eine dunkle und erschreckend wohltuende Ahnung aus der Urwelt des Unbewussten, einen Gruss des Triebhaften vom Weltdunkel her, ein Heimwort der Dämonen, die das Licht suchten.

Und in einem Lächeln, das zu einem leisen, den ganzen Leib erschütternden Gelächter im Dunkeln aufstand, wurde ihm für einen lichten Augenblick erkennbar, wer er selber war: ein Mensch auf der Erde. Wie ein Schwarm von quälenden Insekten hob sich die Unrast der bösen Sorgen unter diesem Lachen aus dem Geräume der befreiten Seele. Nur ein einziges Gefühl blieb, wie im Gewebe der Freiheit, zurück, das Bewusstsein der Einsamkeit, die das Verlangen nach Gemeinschaft mit sich brachte.

Er erhob sich jählings, und mit festem Schritt ging er rasch von dannen. Es wäre zuviel gesagt, dass er nun den Gewinn eines neuen Ziels mit sich genommen hätte. Wohl aber wusste er seinen Weg, und die Dunkelheit von Land und Lebenssorge schreckte ihn nicht mehr. Das Tier folgte ihm.

DER MÄRDERS JAGT.

Eines Tages, als Mario Steinpilze, Taublinge und Schweinsöhrchen im Hochwald suchte, und die ersten Blaubeeren ihn tiefer über die Mooshügel in den Tannendom lockten, hörte er über sich eine wilde Jagd im Gezweig, und mit dem auffliegenden Blick riss er den Bogen von der Schulter. Er sah ein Eichhörnchen rot aufblitzen und von der Tanne, vor der er stand, in die nächste springen, ein weit grösseres, dunkelbraunes Tier mit einem gelben Brustfleck und langem buschigem Schweif folgte ihm, deutlich erpicht, es zu fangen.

Es ging wie ein toller Wirbelsturm durchs Gezweig, die Äeste hinauf und hinab, von Baum zu Baum. Mario vermochte leicht zu folgen, da die Jagd oft längere Zeit im Geäst und im Wipfel eines einzelnen Baumes tobte, er erkannte nun mit heissem Schreck, dass das Eichhorn von einem Baummarder verfolgt wurde. Zwei Fuss lang, zum mindesten, war der mächtige Jäger, Mario sah die kleinen Augen wie Steine blitzen. So heiss war der Marder von Beutegier und Raublust erfüllt, dass er nichts sah als sein Opfer, das wirr vor Todesangst und deutlich schon ermüdet um sein Leben floh. An Schiessen war nicht zu denken.

Einmal stürmten die Tiere hart an ihm vorbei am Boden hin, um einen mächtigen Stamm herum und dann empor, so dass die Rinde knisterte und sprühte; nun wieder hoch empor ins Wipfelgezweig. Einen Augenblick war es totenstill, und man sah nichts, dann schnellte wie ein roter Funke das Eichhorn hoch aus der Baumspitze in tollkühnem Satz über einen weiten leeren Raum hin ins untere Geäst einer Föhre. Der Zweig, der es empfing, bog sich mit der farbigen Last, das Eichhorn klammerte sich im Anprall fest, wie ein Affe. Blitzschnell erlosch das Rot im Geäst, fortgehuscht war es. Da,

pfeilgerade, wie eine dicke braune Schlange, gestreckt, wunderbar sicher und kühn sprang ihm der Marder nach. Einen Augenblick erblickte Mario ihn so deutlich, dass er das glänzende Fell blinken, die breite gerade Rute flattern und den gelben Fleck am Halse aufleuchten sah. Es erweckte den Anschein, als flöge das Tier im Gleitflug durch die Luft.

Auf der Föhre ging die rasende Jagd weiter, hier schreckhaft überhastet, todesbebend und irr vor Entsetzen, dort fast gemessen nun, wunderbar bedacht, ruckweise und geschickt, der Kraft und des Erfolgs gewiss. Es war deutlich, das Eichhörnchen ermüdete mehr und mehr. Noch wirbelte es um die Stämme und Äste, aber die Jagd senkte sich allmählich in die unteren Regionen der Bäume, das Tierchen kam nicht mehr so geschwind und katzenhaft nach oben, wie vor kurzem noch. Nun war es für eine Sekunde, als sei der Marder verschwunden. Mario erstarrte das Blut vor ahnungsvoller Erwartung, als er das Eichhörnchen wie hilfesuchend und nach Rettung tastend mit fliegenden Gliedern hocken sah, ratlos, nach welcher Richtung es sich wenden sollte, oder aus welcher der Schreckliche hervorbrechen würde. Das Maulchen stand ihm atemlos weit offen, die Ohren, die Nase, alle Sinne tasteten verzweiflungsvoll nach Rettung.

Da fuhr es wie ein brauner Schatten von oben her blitzschnell um den Stamm. Ein ganz kurzes, wildtrauriges und gellendes Quieken erscholl, erstickt durch den Biss des Marders, der die Kehle seines Opfers mit der furchtbaren Zunge seines Rachens gepackt hatte. Es war schaurig und fast zärtlich zugleich anzuschauen, denn die breite braune Bärenlatze des Marders presste dabei das Eichhörnchen an sich, beinahe liebevoll sah es aus, grauenhaft weich und todesgnädig. Er liess die Zähne im Hals des Sterbenden und schien zu saugen. Das Tierchen erschlaffte und hing nun still, erlöst und in sein Waldschicksal beschlossen. -

Aus "Mario und die Tiere"

DIE SCHLANGE.

An den Südhängen des Flussufers wohnten die Schlangen. Mario war anfänglich der Meinung gewesen, ihre Behausungen müssten sich in den feuchten Tiefen und Dunkelheiten der Wälder oder in den Sümpfen befinden, denn er war der Kreuzotter im Farnkraut und in den Büschen der Blaubeeren sowie den Moorniederungen des Flusses begegnet, jedoch dort jagten sie nur und suchten Nahrung, aber sie hausten im Sonnengebiet.

Die strahlenden Hänge, zum guten Teil Rodungen und Schläge von Hochwald, die jahrelang stilllagen, hatten sich mit vielerlei Buschwerk begrünt, das zwischen den vermoderten Stümpfen wucherte. Junge Buchen und Tännchen in dichten Gebüsch, deren Blattwerk sich dicht über dem Boden ausbreitete, wechselten mit freien Plätzen, von Birken bestanden, teils sandig durch abgesunkenes Erdreich des Lehmbo dens, auf dem die Sonne brannte, teils von Ginster und Heide spärlich bewachsen, von Brombeerranken durchzogen wie von stacheligen Stricken.

Im Vorsommer fanden sich reichlich Erdbeeren und im Sommer Himbeeren in grosser Zahl in dieser Wildnis, die Mario über alles liebte. Unter den Glutzelten des Sonnenbrandes im betäubenden Duft der Kamillen, des Thymians, des Ginsters und der blassroten Steinnelke, die, wie er, die Sonne liebten, ward ihm wunderselig wohl, als sei er in anderen Landgebieten, die Helligkeit, die Farben und die Stille der flimmernden Glutfülle beglückten ihn sonderbar, es erhob sich ein Sommergefühl wie niegends sonst, und geisterhafte Traumbilder im Halbschlaf der Mittagsstunde.

Die Blumen an diesen Stätten, spärlicher zwar und nur selten üppig, dufteten süsser und wilder, sie entfalteten sich ärmer als auf den Wiesen, jedoch von anderer Freiheit, im Rausch von Falterspiel und Insektengesumm.

Die zarten lautlosen Flügel der Schmetterlinge bewegten und beschatteten die Kelche, oft erschien es, als würden die bunten Lebendigen zu Blumen, die Blüten schwebten von Stiel zu Stiel, die Falter dufteten und blühten ... die zornige Sonne war den Zartesten am liebsten.

Ueberall, tief unter den kleinen Abstürzen und Hängen der Böschungen, um die berankten Baumstümpfe herum, und unter dem Buschwerk gab es Löcher und Höhlen. Der ganze Berg schien besiedelt und unterirdisch bebaut, aber seine Bewohner blieben unsichtbar, wenn laut, roh oder flüchtig der Fuss ihr Gebiet durchmass. Dem geduldigen Warten, dem achtsamen Schauen und langen Verweilen jedoch erschloss sich ihr Leben und Wandel bald.

Mario entschwand oft aller Sinn für gross und klein, wenn er tief ins Gekräut oder in dürres Moos geschmiegte dem Treiben der Erd-, Gras- und Laubbewohner zuschaute. Die grüne schuppige Eidechse in ihrer Höhle oder im Blätterwerk wurde zum ungeheuren Drachen, dem das beflügelte und kriechende Volk, klein wie ihr Fuss, zur Beute fiel. Er sah und verstand, bangte und flüchtete mit den Bedrängten, die dem furchtbaren und blitzgeschwinden Jäger zur Nahrung dienten. Es gluckste in den glatten, wachsgelben Hälsen, die Augen waren wach und blank, eine wilde, schreckhafte und gierige Seele hauste in den Ueberlebendigen, deren Schuppenhaut den Sonnenbrand einsog, als fällte sie sich mit Feuer.

Jedoch die Herrin und Herrscherin des Bergs war die Schlange. Im heissen Sand fand Mario die gelblichen, weichen Eier, gereiht und wie durch eine Schnur miteinander verbunden, in zarten Häuten, ohne Schale. Nun begriff er, weshalb die Heimlichen und Mächtigen, Ringelnatter wie Kreuzotter, an solchen Stätten hausten, zumal unterhalb der Hänge das Dickicht in die Sümpfe des Flusses überging, in die Wohnorte der Frösche.

Er gewann Sinn für diese Wahl des Geländes und wusste auch andernorts

bald, wo er sich vor Schlangen zu hüten hatte oder wo er sie zu finden vermochte. Er erlebte, dass die Gefürchteten in ihren Heimstätten und Siedlungen anders vorgingen, anders walteten und andere Eigenschaften entwickelten als fern von ihren Behausungen auf der Jagd. Ueberall in Waldgründen, stets wenn die Schlange unterwegs war, wich sie dem Menschen sorgsam aus, rastete selten in der Sonne, vermied jede Begegnung, die sie verhindern konnte, und war überaus scheu und vorsichtig. Hier dagegen schien sie Kraft und Herrschaft nicht nur zu wissen, sondern auch mit grosser Gelassenheit zu behaupten, sie wich nicht, verteidigte ihr Gebiet und ruhte sorglos.

Mario begegnete der ersten Kreuzotter auf einem sandigen Sonnenfleck im Buschwerk; er hätte sie fast getreten, und erstarrte dicht vor ihr, denn seine Füsse waren unbekleidet, stand unbeweglich und wagte im ersten Schreck nicht zurückzuspringen. Er erkannte sie sofort, Dommelfei hatte sie ihm gezeigt, als sie im Frühling beim Wurzelgraben der ersten begegnet waren und sie erschlagen hatten, auch von früher her, oh, die Kreuzotter kannte er.

Das Tier hob nur langsam den Kopf ein wenig, mitten aus dem bunten Teller heraus, den der Körper am Boden bildete, und warnte ihn durch Zischen. Der gedämpfte Laut ging ihm durchs Blut, als flösse schon das 'schreckliche Gift in seinen Adern. Die Schlange liess es bei dieser Warnung bewenden; sie dachte nicht an Flucht; es war deutlich, sie wusste, dass ihre Stimme genügte, alles Lebendige zu schrecken und zu verscheuchen. Es schien, als gäbe es keine Feinde der Schlange in dieser Welt, die ihr gefährlich zu werden vermöchten. "Geh weiter", hiess dieser Laut, "ich, die Schlange habe es gesagt." Mario trat jetzt langsam einen Schritt zurück; er vermied jede aufschreckende Bewegung, er gehorchte eingeschüchtert, zugleich aber entflammt von Begierde, der Mächtigen nah zu bleiben und seine Kräfte gegen die ihren zu erproben.

Es wäre ihm ein leichtes gewesen, sie mit einem kräftigen und geschmeidigen Stock mit einem einzigen Schlag zu töten, doch trieb es ihn nicht zu solcher Tat, denn er kannte die brdrängende Ohnmacht und den leeren, schalen Schmerz, der ihn mehr und mehr vor einem getöteten Tier befiel. Die Getöteten beschämten ihn: nein, er wollte viel mehr von der Gefährlichen als ihre Vernichtung.

Er entwich lautlos und schnitt sich in der Nähe eine Rute zu seinem Schutz, an deren oberen Ende er zwei Zweige, wie eine Gabel, stehen liess, fingerdick, nicht starr, sondern biegsam. Mit einem harten, trockenen Stock verfehlte man das Tier leicht oder man musste sich beim Zuschlagen bücken, was nicht klug war. Auch wusste er, wie leicht eine Schlange tödlich zu verletzen sei; es bedurfte keines Kraftaufwands, ihr zartes Rückgrat mit den fadendünnen Rippen zu zerbrechen.

Langsam näherte er sich aufs neue. Die Schlange hob den Kopf, als er vor ihr stand, und warnte ihn ein zweites Mal, diesmal weniger gelassen, unnachsichtiger, deutlich ein wenig erzürnt, ja fast erstaunt, dass ihre Hoheitszeichen missachtet wurden. Jedoch sie dachte nicht daran, den Platz zu räumen, Gefahr schien in ihrer Vorstellung nur dem anderen zu drohen.

Mario, die Weidenrute vor sich an den Körper gelegt und in der Höhe seines Knies, im hängenden Arm fest in der Hand, rückte näher, still wie ein Schatten. Das Tier wandte den Kopf gegen ihn, ein wenig erhoben, es zischte kein drittes Mal, nur die hellen Augen, merkwürdig weit vorn am Kopf über dem breiten Maul, funkelten lebhaft, aber nicht böse. Das sonderbare helldunkle Ornament auf dem Kopf, das in die Zickzacklinie des Rückens überging, verwirrte und machte unsicher wie eine geheimnisvolle Formel; Mario sammelte Kraft und Ruhe.

Er begann leise zu sprechen, inbrünstig bemüht, in Wort und Klang

die gute Absicht seines Nahens kundzutun. Seine Worte hatten keinen Sinn, noch wurden sie verständlich, sondern es war ein Murmeln und Raunen in weichen Klängen, fast wie Gesang, innig und beschwörend. Er wagte nun, sacht die unbewehrte Hand zu heben, ganz langsam, die offene Fläche gegen das Tier gerichtet. Er neigte den Kopf zur Seite, beschwichtigend hob und senkte sich die Hand, langsam, ganz langsam. So störte er nicht Wind noch Sonne, bewegte kein Blatt, keinen Hauch, vertrieb nicht die Ruhe, o nein, er bannte sie, er strömte sie auf neue Art aus, trug sein Wesen hinüber, wollte das Böse nicht. Er wollte wirklich nicht. Eine Täuschung oder List hätte er jetzt gefürchtet.

Die Schlange züngelte. Wie ein kleiner schwarzer Wurm brach es aus dem Froschmaul, teilte sich in zwei dunkle Flämmchen an der Spitze, feiner tastete, schmeckte, erfuhr, ahnte und empfand nie ein Wesen. Der in der eigenen Brust gehemmte und gestaute Atem bedrängte Mario allmählich, je näher er der Schlange kam; er fühlte, dass er nicht ruhig genug war, jetzt mehr zu wagen. Lautlos und langsam, wie ein wandernder Schatten, zog er sich zurück, immer die Schlange im Auge. Er wusste nicht, dass diese Begegnung, Begrüssung und Annäherung beinahe eine Stunde gewährt hatte. Er atmete tief und laut, kaum dass er recht wusste, was er getan hatte, noch wie ihm geschehen war.

Aus einer Entfernung von drei Körperlängen sah er nun, dass die Kreuzotter sich langsam löste, sie entwich still, als flösse sie ab, um den Mooshügel eines Baumstumpfs und verschwand hinter einer Wurzel.

Am nächsten Tag um die gleiche Zeit war der Fleck leer. Mario machte sich davon, ohne umherzustöbern oder die Gegend abzusuchen. Erst am vierten Tag, als wieder voll die Sonne schien, fand er die Schlange zur selben Zeit am gleichen Ort, und es trieb ihn, sein Werk zu erneuern, es drängte ihn,

als wollte es auch die Schlange.

Das Tier liess ihn ruhig nahen, diesmal ohne zu zischen; es war, als erkannte sie ihn, nur die schwarze Zunge kam ihm mit ihren zwei spitzen Flämmchen forschend entgegen. Die Wachsamkeit in den Augen schreckte, sie funkelten tückisch, aber nur, wenn man sie mit Furcht betrachtete; sah man sie sorglos an, so war keine Wildheit oder Bosheit darin, sondern nur Leben und Glanz.

Mario kam dem Tier diesmal so nahe, dass nichts ihn vor einem Biss hätte schützen können; er hatte, er wusste kaum weshalb, den Stock nicht wieder an sich genommen; ihm war, als ob seine eigene Waffe ihn selbst beunruhigte. Die Schlange flüchtete nicht, die klugen Augen folgten aufmerksam den Bewegungen der Hände, des Kopfs, der Knie, die langsam neben ihr ins Moos sanken.

In diesem Augenblick der Schutzlosigkeit und Preisgegebenheit überkam Mario ein furchtbarer Schwindel von Schwäche und Grauen; fast hätte seine Kraft versagt, und er wäre verloren gewesen. Ihm wurde ganz plötzlich deutlich, was er tat und wieviel er wagte. Jählings sah er, wie mit wechselndem Blick, sich selbst in seiner Lage vor der Giftigen, es wurde ihm klar, was er getan hatte oder hatte tun müssen. Er erbleichte bis an die Lippen und zitterte. Mit Aufbietung aller seiner Kräfte beherrschte er den furchtbaren Hang zurückzuspringen und verharrte, jedoch es schmerzte. Das war seine Rettung, denn das Tier wäre in seinem Schreck vor einer jähen Bewegung schneller zugefahren, als er hätte entweichen können.

Aber wie mit dem gebrochenen Bann, den sein Entsetzen, mit dem Nachlassen von Hingabe und Willen, zerstört hatte, wurde die Kreuzotter unruhig. Sie hob den Kopf und zischte Mario böse an; dem Knaben erstarrte das Blut bis ans Herz, aber er verharrte reglos. Jetzt zog sich die Schlange langsam

und ohne Zeichen von Furcht zurück, aber auch ohne Unterbrechung; sie verschwand an der alten Senkung hinter den Moosbänken. Kaum hörbar schlürfte es im Laub.

Mario taumelte empor. Er warf sich unter einen Busch ins Gras und schloß sofort ein.

Die Begegnungen mit der Schlange gingen Mario lange nach und liessen ihm keine Ruhe. Als er gegen Abend heimkam, sah Dommelfei ihn flüchtig an, wandte sich ihm dann aber erneut zu und betrachtete ihn aufmerksam. Sie schien etwas sagen oder fragen zu wollen, tat es aber nicht, nur die Augenlein umwanderten den Knaben forschend, drangen in ihn ein, redeten ihre heimliche, deutliche Sprache, riefen sein Gewissen und seine Besinnung.

Wieviel doch die Alte zu sagen vermochte, ohne dass sie sprach. Sie wusste alles und wusste es doch nicht; es erging ihr mit einem Menschen und seinem Innersten ähnlich, wie es Mario erging, wenn er den Wald und das Wasser durchforschte; er fühlte an fremden Orten pochendes Dasein; er ahnte und schmeckte, roch oder schaute mit allen Sinnen die Gegenwart des verborgenen Wirkenden, die Wärme des kreisenden Bluts, das Atmen und verhüllte Gehebe der Kreatur. Aber den Menschen, der ihm Scheu einflösste und vor dem er erblindete, den sah Dommelfei, als sei er durchsichtig. Nein, sie war keine Zauberin, wie er zu Anfang geglaubt hatte, sie war viel mehr als eine Zauberin.

So hatte sie nun auf ihre Art erkannt, dass er der Schlange begegnet war, eine Warnung war ihm wortlos übermittelt worden, das Mitwissen der Gefahr, die wahnende Anteilnahme an dem, was ihn heiss und verzehrend bewegte. Ein Reh mit dem Pfeil zu töten, die Kaninchen und Hasen in Schlin-

gen zu fangen, oder die Forellen mit den Händen in den Uferhöhlen des Bachwassers zu erwischen, das mochten auch andere vollbringen - , aber der Kampf mit der Schlange - , das war eine Tat. Ich bin stärker als du, du wirst mich nicht stechen. Ich will dich nicht töten, ich will viel mehr, ich bin Mario, der Herr im Walde. Warte ! -

Sie wartete. Die Stille, Stumme, unheimlich Besondere unter den Tieren zog und zerrte an seinem Gemüt, als seien die Wahrzeichen ihrer Windungen, die Ornamente ihrer wechselnd und unerklärbar bewegten Gestalt düstere und süsse Rufe und Verheissungen. Die Zickzacklinie flimmerte, die überwachen, grellen Aeuglein, schön wie böses Licht, sahen Mario kühl und herrlich an. Weh und bohrend fieberte sein Blut, welch sonderbare Liebe kannte ihn, die Wut und Furcht, Heimweh und Schrecken zugleich enthielt?

Sie kam im Schlaf zu ihm, stumm, so dass es furchtbar plagte. Ihr Ech-sengesicht lächelte, nicht höhnisch, nicht herausfordernd, sondern in einem unerhörten Eigenwohlstand voll sanfter Kälte. Ueber alles Begreifen gut ging es diesem Reptil im wilden, fernen Wald, denn sie war viel wilder, viel freier als er, sie war so wild und frei, dass ihre Ruhe mit Trauer füllte, denn sie verheimlichte die Kraft. Sie war ganz erfüllt von irdischer Sonne, die sie überall, im Blumenlicht, im schwelenden Erdgrund, im dampfenden Sumpf und glitzernden Tau an sich brachte. Vom Wasser lernte sie, wie man sich fortbewegte, vom Wind, wie man den erhobenen Kopf auf dem Wurmleib schaukeln liess, von der Nacht die Erdstille und von allen Toten und Verwesenden den schrecklichen Geruch.

Wahrlich ein arger Traum, voller Bedrängnisse und dunkler Wehmut. Nicht dass die Schlange ihn bedroht hätte, o nein, sie erschien ihm sogar kleiner, als sie in Wirklichkeit war; alles umher zeigte sich zierlich, bunt und arglos, und das Tier hatte ihn noch gar nicht gesehen. Das war das Furcht-

bare: niemand ahnte, was nur er wusste. Das erschuf diesen Zustand von Angst und Verlassenheit, nichts geschah, aber er, Mario, er wusste, dass gleich, nun gleich Entsetzliches eintreten musste. Nein, sie hatte ihn bestimmt noch nicht gesehen, wirklich nicht ... oder doch? Konnte denn ein Tier sich verstellen? Zur Flucht war nirgends Raum in der Welt, die Schlange hatte den Raum. Er musste sich eilig mit ihr versöhnen, musste sie besänftigen, umstimmen und ändern, aber sie hörte nicht auf ihn. Woran lag das? "Schlange! Schlange!" Nun erkannte er, woran es lag, seine Stimme klang nicht mehr! Er strengte sie mit aller Macht an, holte tief Luft und half mit den Armen, die seine Brust über dem Herzen pressten und drückten, sein Mund öffnete sich weit ...

Da erwachte er von seinem eigenen lauten Schrei. Er brauchte lange, bis er sich zurecht fand; das Zimmer war ganz dunkel. Jetzt raschelte Dommelfei nebenan; man sah die Linie des Türrechtecks zur Küche aufblinken, sie schlug Licht.

"Was schreiest du da, du Abtrünniger! Ist dies dein Haus? Und die Vögel, meine Tierchen? Oh, du Heillosen!"

Dommelfei sah fürchterlich aus, das Kerzenlicht fiel ihr flackernd von unten her ins Gesicht; unter der Nachthaube hervor brach das graue Haar wie dürre Reiserbüschel auf eine buntkarierte Jacke; die Brillengläser sahen aus, als seien es runde funkelnde Augen.

Mario beruhigte sich rasch; das Schelten tat ihm so wohl, wie kein Trost getan hätte, denn er schämte sich sehr, weil er geschrien hatte.

"Wer wird in der Nacht brüllen?! Da rede du nun!? Listig und boshaft bringt er das Alter um die verdiente Ruhe. Oh, du Heimtücker. Du Waise ohne Takt!"

Sie setzte sich an sein Bett, ihre Stimme plapperte grimmig, aber ihre

Augen machten es nicht mit, sie gingen andere Wege, sie schauten sanft auf das Kind. Unter ihrer Gegenwart, wie unter einem Schirm, schlief er ein; das Kerzenlicht führte ihn in tiefe, traumlose Ruhe hinüber, die lange bis in den Tag hinein wahrte, weil Dommelfei es so wollte. -

Die Irrlichter des Schlafs verblassten in der Sonne, Mario machte sich jetzt Tag für Tag ins Schlangengebiet auf; da empfing ihn alles anfänglich in nüchterner Helligkeit und natürlicher Klarheit der Dinge, die reifenden Brombeeren, das Pfauenauge auf dem Stein am Weg, das Ginsterbett, die in Hitze flammende Mittagsluft und die Schlange.

Mario war der festen Ueberzeugung, dass das Tier jetzt seinetwegen kam und ebenso begierig auf ihn harrete wie er auf sie. Er versuchte, sich in die Schlange hineinzusetzen, wie sie auf ihn wartete, mit Neugier und Furcht und dunklen Vorstellungen von seiner Macht, seinen Plänen und seiner Güte. Alle Tiere waren neugierig, am meisten die Vögel und die Eidechsen; in ihr Blickfeld geriet sicher ein deutlicheres Bild des Menschen, als in die Augen der anderen kleineren Tiere. Was konnte wohl ein Schmetterling von einem Menschen sehen? Sicherlich nichts, denn er liess sich so arglos auf einer ruhenden Stirn nieder wie auf einem Stein. Aber die Schlange musste den Menschen mit ihren Augen als lebendige Gestalt umfassen können. Mario wusste es nicht, jedoch er wollte es so, und die Schau eines Kindes schafft deutlichere Gestalten im Spiel, als alle Weisen der Welt in ihrem Bedenken.

Vor der Giftschlange auf den Knien jedoch vergass er das Märchenspiel der Gedanken und seine Träume, die den Wolken glichen. Hier fasste ihn ein ganz anderer Geist, er sah hilflos aus, wenn er die Schlange stumm anredete. Er vermied es zu denken, er konnte es auch in solcher Lage sehr bald nicht mehr, er verströmte sich nur, und die Trauer, die ihn am Ende seiner Kräfte

befiel, war oft so gross, dass sie ihm eine Freiheit verlieh, die ihn völlig entrückte.

In einem solchen Zustand berührte seine Hand, die sich dem Kopf der Schlange von Tag zu Tag weiter genähert hatte, zu ungewisser Stunde zum erstenmal den Rücken des Tiers, dicht hinter dem Kopf, und glitt langsam und weich, ganz ohne zu beben, kaum herber als ein lauer Windzug, über den geringelten Leib hin, der sich darunter sanft regte, als dehnte er sich. Der züngelnde Kopf durchforschte die Luft dicht über dem Boden, ihm abgewandt; nun kam er Marios Angesicht so nahe, dass er im warmen Hauch seiner Lippen schaukelte. Dann glitt das Tier ruhig und ohne Anzeichen von Zorn oder Furcht durch Marios Hand, dessen Finger und Daumenballen sich im Laub stützten, so dass sie hindurchzog wie durch ein kleines Tor aus Menschfleisch und blut, und verschwand im Wurzelgewölbe hinter dem toten trockenen Moos.

Diese Berührung wandelte Marios Sinn und Begierde. Er suchte die Kreuzotter nicht wieder auf.

Aus "Mario und die Tiere"

G O N G .

"Sahib, du bist ein grosser Herr, und du kannst tun, was du willst, aber du tust nichts. Die Tage verstreichen, einer nach dem andern, wie die Wasserwagen an der Meeresküste, sie lassen keine Spuren zurück und bringen immer das gleiche. Wer lebt so? Als wir in Anandapur waren, hast du die Brahmanen verlacht, die den ganzen Tag in der Sonne liegen und den Tempelreis fressen, der ihr Anrecht ist, aber wie machst nun du es? Früher hast du alles in Büchern verzeichnet, was du sahst, und mich oft gefragt, aber nun tust du auch das nicht mehr, und die Bücher sind verbrannt."

Das war Panja ein grosser Kummer, denn er wusste, dass auch seiner oft in diesen Büchern Erwähnung getan war, und er hatte sich auf den Ruhm vorbereitet, der seiner im Okzident, im Lande der Herren, wartete. Ich lachte ihn aus; nur was die Gewitter betraf, hatte er recht, und so entschloss ich mich eines Tages, den kürzesten Weg nach Mangalore zu nehmen, um im Schutz dieser alten, gesicherten Hafenstadt die Regenzeit abzuwarten.

Aber im Herzensgrund ahnte ich bei solchen Vorsätzen, was ich aufgab und dahinten liess und dass meinem Leben keine Zeit mehr würde gegeben werden, die der verstrichenen an Licht und Freiheit glich. Und so kam es, dass sich unsere Abreise von Tag zu Tag hinauszögerte, obgleich alle meine Erlebnisse in den Bergen sich im Schleier jener dämmerigen Unwahrscheinlichkeit und heimlichen Ruhelosigkeit zutrug, die uns befallen können, wenn wir an schöner Stätte den Gedanken des Abschieds schon mit uns umhertragen. -

Da war Gong, ich werde ihn nicht vergessen, wahrscheinlich ist er inzwischen gestorben, denn er zählte schon damals nicht mehr zu den Jüngsten, und er überwand sein Misstrauen gegen mich niemals ganz. Er gehörte jener Sorte von halbgrossen Affen an, die in Indien nur in den Bergen leben, sie

sind bedeutungsvoller als ihre Brüder aus dem Dschungel, und sie haben andere Eigenschaften, aber keineswegs bessere.

Ich nannte diesen meinen Gefährten der Frühmorgenstunden Gong wegen seiner ausserordentlich hässlichen Stimme, die so klang, als ob man einen alten, rostigen Blechkessel gegen eine Steinmauer würfe. Gottlob sagte er nicht viel, aber meine Erscheinung nötigte ihm das grösste Interesse ab, offenbar hatte er sich in den Kopf gesetzt vor seinem Hinscheiden noch etwas ganz Besonderes zu erleben, und sich meine Person ausgewählt, die ihm dazu angetan schien und die sich morgens unter den hohen alten Latan- und Tamarinden bäumen finden liess.

Kaum dass die ferne Fläche des Meeres sich im Dämmern silbern färbte, als ich auch schon mein Lager verliess, um die kühlgsten Stunden nicht zu verpassen. Ich sah diesen blassen Himmelsschein, wie er sich vor der vergitterten Oeffnung meines Fensters matt und glanzlos abhob, nur wenig vom Licht des Mondes unterschieden und vom ersten Ruf der Raubvögel erfüllt, die weit hinter mir, schon in hellerem Licht, um die Felszacken kreisten. Nun dauerte es noch etwa eine Stunde, bis die ersten Sonnenstrahlen unser Hochland erreichten, zuerst sah ich sie fern auf dem Wasser funkeln, und im Osten zeigten die Felszacken goldene Ränder in unendlich freier, weiter Höhe gegen den blassblauen Morgenhimmel emporgerect. Es gingen ein Glanz und eine Stille von ihnen aus, die jeden Morgen aufs neue mein Gemüt erfüllten und es bis weit in die Tagesstunden hinein begleiteten, da nichts geschah, was ihren Frieden in meiner Seelen auszulöschen vermochte. Nur wer auf diese Art und unter solchen Bedingungen die Natur aufzunehmen vermag, lernt sie begreifen, denn sie erfordert, wie alles Grosse, unsere schrankenlose Hingabe, um sich uns voll zu offenbaren.

In dieser Stunde wartete Gong auf einem der meinem Hause nahestehenden

Bäume meistens auf einem niedrigen dicken Ast. Die eine Hand umklammerte allerdings in der Regel, für alle Fälle, einen höheren Zweig, und wenn ich meine Büchse bei mir hatte, so konnte anfangs kein Zureden ihn bewegen, zu verharren. Ich weiss nicht, auf welche Art er die Bekanntschaft meiner Waffe gemacht haben kann, sicher ist, dass die Affen mich weit länger kannten und beobachtet hatten als ich sie.

Seine Gefährten flohen anfanglich in grossen Scharen. Es war leicht, sie dabei zu beobachten, weil die Bäume in grossen Abständen voneinander wuchsen, und die Herren sich jedesmal die Mühe machen mussten, erst wieder auf den Erdboden hinaabzusteigen, wenn sie weiterkommen wollten. Gong nun machte eines Tages eine Ausnahme, er blieb sitzen, als ich nahte, und ich blieb stehen, denn es war mindestens erstaunlich, dass dieser Affe sich nicht auf und davon machte. Er sass auf einem niedrigen, dicken Ast, hielt sich mit allen vier Händen fest, als ob er sich hindern wollte, schliesslich doch die Flucht zu ergreifen, zitterte und sah mich mit hochgezogenen Brauen zugleich neugierig, boshaft und ängstlich an.

Ich habe nun bei Tieren immer zu erkennen geglaubt, dass sie es in der Regel erst dann böse mit uns meinen, wenn wir ihnen Anlass dazu geben. Es mag sein, dass diese Anschauung daher kommt, dass ich in meiner Jugend niemals schlechte Erfahrungen mit Hunden, Pferden oder Katzen gemacht habe, obgleich diese Geschöpfe aus jener Zeit durchaus nicht das gleiche von mir behaupten werden, auch mag es daran liegen, dass ich mich nicht im Bewusstsein einer Ueberlegenheit wohlzufühlen vermag. Von allen Empfindungen, die die Geselligkeit unter anderen Wesen, seien es nun Menschen oder Tiere, mit sich bringt, ist mir die der Ueberlegenheit am peinlichsten; ich habe immer gesehen, dass die beschränktesten Menschen sie am ergiebigsten auskosteten, wenn sich ihnen einmal Gelegenheit dazu bot. Es liegt im Wesen aller Andach

vor dem Lebendigen, dass man sich einschliesst, indem man Rechte zugesteht, und sie erst dann einfordert, wenn das gemeinsame Wohlergehen unserer Leitung bedarf. Von den gewaltigen Lebensstimmen, die in der kurzen Wegstrecke des Erdendaseins unser Gemüt erschüttern, ist das Seufzen der unterdrückten Kreatur, wie die leitende und klagende Melodie in einem brausenden Orgellied, immer das Vernehmlichste gewesen, das mir zu Ohren gedrungen ist, und da ich verabscheue, Mitleid zu geben oder zu empfangen, ist mir nur der Weg geblieben, in allem Lebendigen einen meinem Leben gleichberechtigten Ausdruck der Natur zu erblicken.

Als nun Gong sitzen blieb, ohne mit seinen Gefährten zu flüchten, und ich mich ihm langsam näherte, unterschied ich deutlich in seinen Zügen die Anspannung eines, der mit Herzklopfen zwischen Angst und Neugier schwankt. Darüber aber schien ihm plötzlich einzufallen, dass es noch einen dritten Weg gab, und er schlug ihn ein und machte den Versuch, mich dadurch einzuschüchtern, dass er mir auf seine Art einen Beweis seiner Waldrechte und seiner persönlichen Bedeutung vermittelte. Er zog den Kopf tief zwischen die Schultern ein, reckte ihn darauf mit einem Ruck vor und schüttelte den Ast, auf dem er sass, durch ein energisches Schaukeln seines ganzen Körpers so wild und angreiferisch, als seine Kraft irgend zuliess. Dabei stiess er aus rund gehöhlten Lippen einen Ton hervor, der sehr schwer zu schildern ist, von dem man aber dadurch einen Begriff bekäme, wenn man einen Lampenzylinder fest an die Lippen setzte und im Brustton ergrimter Ueberzeugung hineinstiesse: "Grosser Gott!"

Diese Erfahrung wirkte im ersten Augenblick so komisch auf mich, dass ich lachen musste, und ich schlug auf meine Schenkel und tat es laut. Einen Augenblick schaute Gong verdutzt drein, aber dann nahm er meine Gebärde als ein Zeichen wohlwollender Annäherung und wiederholte sie, so gut er konnte.

Seine Augen blieben dabei merkwürdig ernst, und seine Stirn zeigte tiefe Falten.

Wir erwiesen uns nun diesmal und Künftig unser Verständnis füreinander dadurch, dass wir uns nach bestem Vermögen nachahmten, und so belustigend wir vielleicht dabei aufeinander gewirkt haben mögen, blieb mir doch eine Bekümmernis und eine leichte Melancholie im Sinn, wenn ich bedachte, wie gross und unüberbrückbar die Schranke war, die mich von Gong trennte.

Ich habe im Verlauf unserer Bekanntschaft die deutliche Beobachtung gemacht, dass Gong sich verstimmt zeigte, wenn ich einmal ausgeblieben war, und dass er sich ehrlich über meine kleinen Aufmerksamkeiten freute. Vielleicht mag ihn ein ähnlicher Gedanke bei seiner Betrachtung meiner Person bewegt haben. Er versuchte zu lernen und zu begreifen, was irgend sich für ihn verstehen liess, und wenn es häufig auch nur bei der äusseren Gebärde blieb, so war doch auf beiden Seiten der Wunsch erkennbar, einander näher zu kommen.

Zwar liess er mich äusserlich niemals weiter an sich herankommen, als bis etwa auf fünf oder sechs Schritte. Sobald ich den Versuch machte, diesen Abstand zu verkürzen, hob er mit einem bedauernden Ablehnen die Hand und ergriff einen höheren Ast, um mir anzudeuten, welche Folgen mein Entgegenkommen haben würde.

Gong hatte im Laufe unserer Bekanntschaft alles gelernt, was sich mit den Augen von den Vornahmen eines Menschen begreifen lässt; er hat meinen Tropenhut auf dem Schädel gehabt, mein Taschentuch gebraucht, und er weiss, wozu ein Messer gut ist. Er hat meine Notizbücher durchblättert und in meiner Hangematte geschaukelt, und er verstand die Bewegungen des An- und Ausziehen eines Rockes so täuschend nachzunehmen, als sei er von alters her gewöhnt, Kleidung zu tragen.

Oft allerdings begriffen wir einander gar nicht, denn Gong wusste in seiner Sucht, mir gleich zu sein, bald kein Mass mehr zu halten, und verstimmte mich zuweilen empfindlich durch seine Nachahmungen, so dass ich mir lächerlich in meinen Bewegungen vorkam und den bestimmten Eindruck gewann, verspottet zu werden. Es musste nun darüber nachgedacht werden, auf welche Art Gong eines Teils seiner Erziehung wieder zu entwöhnen war, denn es wurde von Tag zu Tag offenkundiger, dass sowohl er selbst, wie auch seine Gefährten, mich nicht mehr ernst nahmen und es an dem Respekt fehlen liessen, den ich glaubte beanspruchen zu dürfen. Die Tiere lachten geradezu, wenn ich kam. Zuweilen warteten sie morgens in Reih und Glied auf mich, um mich bei jeder Gelegenheit auszulachen. Sie stiessen sich gegenseitig an, um sich aufmerksam zu machen, rieben sich vor Vergnügen die grauen Hände und schlugen sich auf die Schenkel, dabei quietschten sie in allen Tonarten, missgönnten sich im nächsten Augenblick ein Glück, das sie einander noch vor kaum einer Minute zuerteilt hatten, und fühlten sich bei alledem auf eine Art wichtig, die auch bescheidenere Leute, als ich einer bin, ernstlich verdrossen hätte.

Ich war nirgends mehr allein, wo immer ich mich aufhielt, und selbst die Achtung vor meiner Büchse schwand von Tag zu Tag, da die Herren herausgebracht hatten, dass es mir auf Vögel und Rotwild ankam und dass das wichtige Geschlecht der Affen völlig ausser Gefahr war, geschädigt zu werden. War es mir aber einmal gelungen, irgendein kleineres Tier zu erbeuten, so warteten sie, bis ich die Büchse beiseite legte, und kamen herzu, wobei sie sich gebärdeten, als hätte ich diesen Erfolg einzig ihnen zu verdanken.

Am meisten ärgerte ich mich über ihre Vergesslichkeit. Es war schändlich, wie wichtig sie sich bei einer Sache anstellen konnten, die ihrem Gedächtnis gleich darauf entglitt, als wäre sie nie in der Welt gewesen. Je-

den Augenblick fiel ihnen etwas anderes ein, und immer beanspruchten sie, in ihrer neuen Pose völlig ernst genommen zu werden. Ich kam mir schliesslich so vor, als sei ich in einer fremden Stadt ein zum Amusement der Bürger geduldeter Sonderling, und begann an meiner Tier- und Weltbetrachtung ernstlich irrezuwerden.

So klagte ich Panja mein Leid. "Oh", sagte er, "die Affen! Wer wird sich mit den Affen einlassen, Sahib? Aber wenn du nur eine Heuschrecke erblickst, so wirst du schon sorgenvoll und redest sie an, und dann tust du so, als ob es dir antwortete, das Vieh. Wer aber mit Affen umgeht, hat bald den Eindruck, als sei sein eigener Schatten härrisch geworden, und den Schatten kann man nicht fangen."

"Ich will Gong haben", antwortete ich.

Panja dachte nach. "Ich habe als Kind manchen Affen mit der Schlinge gefangen, und wenn der Affe, den du haben willst, dich kennt und kein Misstrauen hegt, so kannst du ihn leicht fangen, wenn du ihm zuvor genau zeigst, wie man in eine Schlinge geht. Von diesem Kunststück lernt er nur die erste Hälfte, und wenn Du rasch hinzuspringst, kannst du ihn greifen. Aber du musst ihm mit der linken Hand entgegenkommen und ihn unversehens mit der rechten im Genick packen. Die alten Affen beißen, solange sie noch Hoffnung haben, entweichen zu können. Später denken sie nach und geben es auf."

Das war ein ausgezeichneter Gedanke. Ich nahm am andern Morgen ein haltbares Hanfseil, fettete es ein, und als meine Peiniger mich empfingen, begann ich mich auf alle Arten, bald am Arm, bald am Hals, aufzuhängen, wobei ich besonders Gongs Aufmerksamkeit zu erregen suchte. Seine Gefährten zogen sich betroffen zurück, da meine Massnahmen ihnen fremd waren, aber Gong sah mir nachdenklich zu und wurde ungemein ernst. Als ich glaubte, genügend durch mein Beispiel gewirkt zu haben, öffnete ich die Schlinge, so-

weit als nötig, zog mich zurück und legte mich in einiger Entfernung ins Gras, um meiner Genugtuung in aller Ruhe entgegenzusehen.

Aber Gong blieb ruhig auf seinem Ast sitzen und schaute mit hochgezogenen Brauen bald die Schlange an, bald mich. Dann machte er sein böses, rundes Maul, stiess den Kopf gegen mich vor, sagte verächtlich "Grosser Gott" und wandte sich ab, um die Gegend zu betrachten.

Da hörte ich Panja hinter mir lachen und beschloss, ihn sofort zu töten.

"Sahib, dieser Affe kennt die Schlange, er kennt auch die Menschen, deshalb ist er damals so nahe herangekommen."

"Warum lachst du?" schrie ich. "Wer hat dir erlaubt, zu lachen?"

"Das muss man", sagte Panja.

Da sah auch ich es ein und lachte mit ihm zusammen.

Aus der "Indienfahrt".

DER TIGER.

Ich sehe nur noch in Bildern, was ich hier festzuhalten suche, kaum dass die wenigen Personen, deren ich mich entsinne, mir noch deutlich zur Erscheinung mehr werden. So könnte ich nicht sagen, welchen Beruf eigentlich Cornell hatte. Ich sehe sein gebräuntes Gesicht, das der Schein des Lagerfeuers anfiel und ihm ein Leben verlieh, das ich vom Tage her nicht kannte. Was ich sehe, ist Cornells spöttisches und ein wenig melancholisches Lächeln, als der junge Ire von den grossen Dschungelkatzen erzählte und ein wenig damit "angab", wie man heute sagen würde, welche Erfolge und welche Beute ihm seine Jagden eingebracht hätten. Diese skeptische und beinahe ein wenig traurige Absage im Lächeln Cornells war der Beginn dessen, was ich in jener Nacht am Dschungelrand erfragte und erfuhr. Wenig genug, wenn man schon unter einem Ereignis ein Erlebnis versteht, und viel, wenn man von einer Erscheinungsform her das Wesen zu erfassen vermag.

Er lehnte anfänglich ab, als ich forschte; die schwüle Luft und der warme Whisky, unser Tagesmarsch den Strom hinauf auf die Malabar-Hills zu, alles schien ihn ermüdet und verstimmt zu haben, wie auch das Geschwätz unseres Begleiters, denn er war gewohnt, in der Wildnis allein zu leben.

"Ich kenne diese Art", sagte er grob und ablehnend zu unserem Gefährten gewandt, aber im Verlauf seiner Erzählung mehr für mich bestimmt als für jenen, "dieses Gerede europäischer Sonntagsjäger, die nach dem Morgenfrühstück mit der Pfeife im Maul und einer etwas verschärften Vogelflinte sich einen Tiger aus dem Gras holen, wie man in Irland Kaninchen schießt. Der Tiger ... " Er stockte und schwieg. Nun, wer auf solche Art schweigt, hat nach meiner geringen Erfahrung etwas zu sagen. Wenn aus einem so ernstesten, verbissenen Angesicht die Sorge spricht, die Aussicht zu überzeugen möchte gering sein, ist es gut, für eine Weile mit Schweigen den Anlass

des fremden Schweigens als Schuld bei sich zu suchen.

Später kam es dann. Aus einem zögernden und grüblerischen Versuch heraus, vom erlebten Wesen her die Erscheinung zu begreifen, und so etwa klang es :

„Wer einmal auch nur einen Panther hat schlagen sehen, wer begriffen hat, dass hier ein aus dem Gewese des Urwaldes herauszuckender Blitz in einer furchtbaren Krafteinheit von Krampf, Gebrüll, Tatzenschlag und Kieferbiss sich vollzieht, als vollzöge sich eine Entladung der Urwaldmächte in einem furchtbaren Lebens- und Todesausbruch, der begreift, was erst der Tiger bedeutet, dem ermatteten Wanderer hinter Stäben, dessen erloschenes Energiebild der Europäer kennt.“

Hier in den Grenzgebieten, wo das Geäder der Zivilisation die Eigenmächte und die Urkraft der Dschungel längst vergiftet hat, wie der Fusel den Organismus des Trinkers, hat mit der hereinbrechenden Ohnmacht und den absinkenden Urkräften des Gewäldes längst ein Verfall begonnen, der auch den Tiger nicht mehr als das erschauen und begreifen lässt, was er als höchste und lebendige Steigerung dieser Kräfte, als ihr gewaltigstes Sinnbild darstellt. Wer den Dschungel, die Steppe, den Gang der Ströme, das Dikicht und das überwucherte Geröll im absinkenden Gefelse in der Wildnis nicht kennt und erlebt hat, kennt auch den Tiger nicht.

Nur aus der strotzenden Daseinsfülle dieses erstrahlenden Erdbildes in seiner wilden Hoheit und Gesundheit, das wir Urwald nennen, nur aus seinem Wechsel und aus seiner Kraft heraus sind seine mächtigsten Geschöpfe zu begreifen. Wer fasst die Fülle seiner Auferstehungs- und Gräberwelten, das Fluten und Gluten, das Blühen und Vermodern dieser unübersehbaren, nie schwankenden Einheit, die der Urwald darstellt. Unsere europäischen Wälder bedürfen längst der Pflege des Menschen, der organische Ausgleich ihrer

Daseinsrechte ist gestört. Nimmt dagegen im Dschungel etwa ein zerstörerisches Insekt überhand, so gebiert die magische Allmacht des Waldes, in und aus sich selbst, die Vogelscharen, die dem Störenfried bis an die Grenze seiner naturberechtigten Bedeutung wehren. Auf die Fährte der überhandnehmenden Wildherden ist der Panther gesetzt, und die Felter und ihre Blumenweide ergänzen einander wunderbar. Als herrlicher Wohlstand strahlt solcher Wandel in lebendiger Einheit, und der höchste Triumph dieser unberührten Allmächte, ihre Kraft als Sieg und Herrschaft über alles - das ist der Tiger ...

Von Bettengerri aus, in Südmaratta, im Steppenlande, wo jenseits der Hügel gegen Westen der zum Meer absinkende Dschungel beginnt, erging eines Tages die Bitte der Eingeborenen an mich um Hilfe gegen einen Tiger, der das Land in Schrecken versetzte.

Nach allen Anzeichen, die sich mir boten, als ich ankam, handelte es sich hier um einen jener alten männlichen Tiger, die ein einsames räuberisches Dasein weithin durch die Wildnis führen, die ihr Jagdgebiet häufig wechseln und an Menschenfleisch gewöhnt sind. Es ist oft bestritten worden, stimmt aber, dass solche verhärteten und bösen Exemplare, die gewissermaßen dem sozialen Leben des Dschungels entfremdet sind, keine andere Nahrung mehr suchen, wenn sie den Genuss des Menschen einmal kennen. Eine Einstellung, die ich, nebenbei bemerkt, nie recht begriffen habe, seit ich selbst den Menschen kenne.

Ueber dem Land lag ein Schrecken, der mit keinem Grauen zu vergleichen ist, das die Natur über die Menschen bringen kann. Das Unheimliche dieser Bedrängnis lässt sich leicht ermessen, wenn man bedenkt, dass niemand diesen würgenden Teufel jemals zu Gesicht bekommen hatte, kaum, dass man seine Spuren fand. Er kam mit der Nacht wie ein tödlicher Einschlag, der aus Angst, Schwüle und völliger Hilflosigkeit erzeugt wird, und man wusste

nicht mehr, als dass hier ein Mann, dort ein Weib und hier und dort wieder ein Kind fehlten. So lautlos, so lähmend, so alle Sinne betäubend ist der Schlag des Tigers, dass kein Angstruf vernommen wird, kein Todesschrei gehört, kaum ein anderer Laut erklingt als ein dumpfer Aufschlag, vielleicht ein Knirschen, kaum später ein Rascheln im Dickicht. Und da soll nun ein Mann mit der Büchse in der Hand im undurchdringlichen Gewese des Waldes, bei Tag oder gar bei Nacht, den Spuren des Satans zu jenen Scheibenschüssen folgen, wie man sich die Tigerjagd in Europa vorstellt. Das hiesse den Pulsschlag des Urwaldes bis ins Herz verfolgen und ergründen, das hiesse den Blitz einfangen, der in schwüler Atmosphäre noch ungeboren lauert.

Es gibt einen Sinn, einen neuen, anderen, der mit der gefährlichen und gerechten Jagd im Blut erwacht. Begriffe wie Mut, Entschlossenheit und Tatkraft geben die Energie des Antriebes nur undeutlich wieder, der Erfolg ist ein seltsames Gebilde von Glück und Recht; man muss fromm sein, verzeihen Sie, ein frommer Töter, ein vom Weltwillen Beauftragter.

... Ich vermag nicht zu sagen, ob mein Augenpaar und der Büchsenlauf, geeint zu einem vortastenden Entschluss, sekundenlang oder minutenlang gesucht haben, bis sich die Erlösung entlud, die man also, wie es üblich ist und wie ihr wollt, einen Schuss nennt.

Als ich niederstieg und das gewaltige Haupt zur Seite geworfen im Pflanzenteppich erblickte, sah ich lange nichts als das grosse tote Katzen Gesicht. Sie dürfen lächeln - da gab es etwas zu sehen! Die Mächtigen haben im Tode den Abglanz einer Arglosigkeit und einer Ruhe sondergleichen."

DER PANTHER.

Die grüne Wildnis des Dschungels unter mir dampfte in der Frühsonne und blieb oft bis Mittag verhüllt, ich begriff nun zuweilen schwer, wie ich es dort unten so lange Zeit ertragen hatte, jetzt, da die Klarheit der Bergluft kühl um meine Stirn wehte. Nachts kam der Panther bisweilen bis auf die Veranda des Hauses, von Hunger aus dem dürrn Hügelland in unsere Nähe getrieben. Das Wild hatte sich aus der verbrannten Steppe in den Dschungel zurückgezogen, und ich begegnete ausser Schakalen bald nur noch Hyänen, wenn ich mit der Büchse aus den Waldpartien bisweilen des Nachmittags über die kahlen Berge zog. Aber immer huschten die Tiere in Abständen und ausser Schussweite am Horizont dahin. Die braungrauen Schakale, die die Farbe des Bodens hatten, reizten mich oft zum Schuss, aber kaum hatten die zierlichen Köpfchen mit den hochstehenden Ohren sich gezeigt, so schien der Boden sie auch schon wieder verschlungen zu haben.

Nahe bevor wir abreisten, schoss ich meinen ersten Panther. Es war in einer klaren Mondnacht, als ich hörte, wie Panja in mein Zimmer drang und mich rief. Hinter ihm stand Pascha still und steil im Mond, von unten her ein wenig vom Schein des Feuers beleuchtet, das nur schwach am Boden des Vorplatzes brannte.

"Sahib", sagte Panja, "der Panther ist so hungrig, dass er Feuer frisst, wir können ihn nicht vertreiben und keinen Schlaf finden."

Mir war die Nachricht willkommen, ich nahm die Büchse und befahl Panja, das Feuer zu löschen. Die Träger waren unterwegs in die Niederungen, um Reis und Geflügel zu kaufen, und wurden nicht vor Ablauf des kommenden Tages zurückerwartet. Ich lud beide Läufe mit Kugeln und legte den Revolver neben mich. Das Fenster enthielt keine Scheiben, sondern war nur mit dicken Holzstäben versehen, die Panja zum Teil erneuert hatte, die aber einem emergi-

schen Eingriff keineswegs standgehalten hätten. Ich stellte mich in den Mondschaten, und wir warteten.

Pascha legte sich im Winkel des Raumes zum Schlafen nieder, und ich hörte ihn nach kurzer Zeit schnarchen; Panja dagegen blieb dicht an meiner Seite, nachdem er sich mit dem längsten Messer bewaffnet hatte, das unser Lagerbestand aufwies, und mit einer Wegext. Er schüttelte sie wie ein Indianerhäuptling und grinste vor Aufregung, dann begann er das Meckern einer Ziege so täuschend nachzuahmen, dass mir zum ersten Mal mit ganzer Klarheit vor Augen trat, dass wir hier das grosse Raubtier erwarteten.

Es war vielleicht eine Stunde vergangen, und ich begann bereits die Geduld zu verlieren, als plötzlich unter meinen Augen, jenseits des Fensterbretts, das Mondlicht erlosch. Ich dachte zuerst an alles andere, merkwürdigerweise nur nicht an den Panther, zumal sich nichts mehr rührte, weil das Tier mit seinem letzten Schritt Witterung von uns bekommen haben musste. Und nun erkannte ich die grosse Katze unmittelbar vor mir, niedriger zwar, als sie in meiner Vorstellung lebte, und merkwürdig farblos, aber ich unterschied deutlich die geschmeidige Belebtheit der schönen Rückenlinie und den herrlichen Katzenkopf, der mir mit halbgeöffnetem Rachen zugekehrt war. In diesem Augenblick brach ein Geräusch aus den zurückgezogenen Lippen hervor, das mein Blut erstarren machte, es war ein fauchendes Schnarchen, überlaut und von einem Zorn und einer Angst hervorgestossen, die den Willen bannten. Ich erinnerte mich, dieses hässliche und zugleich so überwältigende Fauchen in meiner Kindheit im Tiergarten am Käfig des Tigers gehört zu haben, wenn der Wärter nahe an den Stäben vorüberschritt. Nun trennte mich allerdings auch in diesem Augenblick ein Gitterwerk von dem Raubtier, aber der Grimm dieser Stimme erweckte die Vorstellung einer so unmittelbaren Nähe, dass auch die stärksten Eisenstäbe kein Vertrauen eingeflösst hätten.

Ich entsinne mich nicht mehr, ob ich die Büchse im Anschlag hatte oder ob ich sie emporriss, jedenfalls zielte ich, ohne das geringste Zutrauen zur Wirkung meines Geschosses, zwischen die Augen, die ich deutlich unterschied, wobei ich mich mehr auf die natürliche Fähigkeit der Arme verliess, dem Lauf die notwendige Richtung zu geben, als auf das Visier, und drückte, wahrscheinlich viel zu rasch, beide Läufe ab.

Ich hörte ein Geräusch am Boden, als spränge das Tier in diesem Augenblick vom Hausdach herunter vor mich hin, gleich darauf zerkrachte wie ein Zündholz einer der Fensterstäbe unter einem furchtbaren Tatzenhieb. Dann wurde es ruhig vor mir und leer, wir hörten den rollenden Widerhall der Schüsse von den Bergen her, sie polterten bellend von Felswand zu Felswand, rollten durch die Täler und verhallten endlich fern in der Mondnacht wie zwei gehetzte, klagende Brüder auf der Flucht.

Die erste deutliche Empfindung, die mich zu mir brachte, war das Schmerzen meiner Hand, mit der ich den Revolver so fest umklammerte, als ob ich mit dem ganzen Körper daran hinge. Ich erinnerte mich nicht mehr, ihn ergriffen zu haben, lockerte aber nun aufatmend die Finger und gewahrte, dass ich am ganzen Körper zitterte wie im Frost. Ich habe später in Kanara und Maysor noch manchen Panther erlegt, auf Reisfeldern, in Bäumen auf der Lauer liegend und in Felsschluchten, aber nie wieder durchschüttelte mich, selbst bei weit grösserer Gefahr, ein annähernd so starkes Fieber des Entsetzens und der Hilflosigkeit. Ein unzulänglicher Schutz ist oft bei weitem beängstigender als die volle Gewissheit einer schrankenlos wirkenden Gefahr, und nicht nur, wenn es sich um einen Panther handelt. Es mag hinzukommen, dass es in der Tat überwältigend ist, plötzlich zum erstenmal dieser grossen Katze Auge in Auge gegenüberzustehen, deren Ankündi-

gung aus geheimnisvoller Nachtfinsternis man monatelang vernommen hat, und aus der die Phantasie in unablässiger Beschäftigung ein bei weitem schlimmeres Fabelwesen erschaffen hat, als der Panther es in Wirklichkeit ist.

Er ist im Grunde sehr scheu und fällt fast niemals Menschen an, selbst Kinder nicht, wenn ihn nicht die äusserste Not des Hungerns oder die Bedrängnisse der Treibjagd nötigen. Im gesättigten Zustande weicht er stets der Begegnung mit dem Menschen aus, und er mordet nicht mehr, als zur Erhaltung seines Daseins erforderlich ist. Alle Hirten, die mir in Malabar vom Tiger oder Panther erzählt haben, stimmen in ihrer Erfahrung darin überein, dass diese Katzen sich mit dem begnügen, was sie brauchen; unter gewöhnlichen Verhältnissen nimmt der Panther eine Ziege aus der Herde, schleppt sie davon, sättigt sich und überlässt die Reste seiner Beute neidlos den Hyänen, die fast immer in seiner Gefolgschaft zu finden sind und die er nur dann angreift, wenn der äusserste Hunger ihn nötigt.

Wir fanden den erlegten Panther in der Morgendämmerung in den Aloen. Der Boden umher war zerwühlt und im Todeskampf aufgerissen worden, aber das grosse Tier lag jetzt ruhig, fast friedlich da, ohne Entstellung und ohne Spuren eines Todeskampfs. Ich fand nur den Weg der einen Kugel, die hinter dem Ohr in den Nacken gedrungen war und den Wirbel zerschmettert hatte. Die Augen waren geschlossen, was man sehr selten bei einem erlegten Tier findet, und das schön geschnittene Maul, in einem wehmütigen und beinahe zärtlichen Ernst, war ein klein wenig geöffnet, wie von einem letzten Todesseufzer bewegt.

Seltsam harmonisch, fremdartig und zugleich im Sinn dieses Landes vertraut und notwendig, hoben sich die stacheligen blaugrünen Blätter der Aloestauden von der gelben Färbung des Fells ab. Ich vergesse diesen Anblick niemals, der sich mir so entscheidend in die Seele einprägte, als erfasste ich zu dieser Stunde zum erstenmal mit ganzer Inbrunst den unnennbaren Be-

griff Indien, den der Pinsel keines Malers und das Wort keines Dichters in seiner ganzen Wille und Eigenart zu vermitteln vermögen.

Panja war den ganzen Morgen über schweigsam, ein mächtiger Herr der Berge war gestorben. Ich trug mich den Tag hindurch mit eigenartigen Gedanken, und zuweilen war mir zumut, als sei eine arge und sinnlose Willkür geschehen, als habe ich einen Eingriff in die Pracht und Mannigfaltigkeit der Schöpfung getan, die mit dem Aussterben der grossen Katzen in Indien langsam um ihre vollkommensten Resultate geschmälert wird.

Aus der "Indienfahrt"

DER PANTHER.

Die grüne Wildnis des Dschungels unter mir dampfte in der Frühsonne und blieb oft bis Mittag verhüllt, ich begriff nun zuweilen schwer, wie ich es dort unten so lange Zeit ertragen hatte, jetzt, da die Klarheit der Bergluft kühl um meine Stirn wehte. Nachts kam der Panther bisweilen bis auf die Veranda des Hauses, von Hunger aus dem dürren Hügelland in unsere Nähe getrieben. Das Wild hatte sich aus der verbrannten Steppe in den Dschungel zurückgezogen, und ich begegnete ausser Schakalen bald nur noch Hyänen, wenn ich mit der Büchse aus den Waldpartien bisweilen des Nachmittags über die kahlen Berge zog. Aber immer huschten die Tiere in Abständen und ausser Schussweite am Horizont dahin. Die braungrauen Schakale, die die Farbe des Bodens hatten, reizten mich oft zum Schuss, aber kaum hatten die zierlichen Köpfchen mit den hochstehenden Ohren sich gezeigt, so schien der Boden sie auch schon wieder verschlungen zu haben.

Nahe bevor wir abreisten, schoss ich meinen ersten Panther. Es war in einer klaren Mondnacht, als ich hörte, wie Panja in mein Zimmer drang und mich rief. Hinter ihm stand Pascha still und steil im Mond, von unten her ein wenig vom Schein des Feuers beleuchtet, das nur schwach am Boden des Vorplatzes brannte.

"Sahib", sagte Panja, "der Panther ist so hungrig, dass er Feuer frisst, wir können ihn nicht vertreiben und keinen Schlaf finden."

Mir war die Nachricht willkommen, ich nahm die Büchse und befahl Panja, das Feuer zu löschen. Die Träger waren unterwegs in die Niederungen, um Reis und Geflügel zu kaufen, und wurden nicht vor Ablauf des kommenden Tages zurück erwartet. Ich lud beide Läufe mit Kugeln und legte den Revolver neben mich. Das Fenster enthielt keine Scheiben, sondern war nur mit dicken Holzstäben versehen, die Panja zum Teil erneuert hatte, die aber einem emergi-

schen Eingriff keineswegs standgehalten hätten. Ich stellte mich in den Mondschaten, und wir warteten.

Pascha legte sich im Winkel des Raumes zum Schlafen nieder, und ich hörte ihn nach kurzer Zeit schnarchen; Panja dagegen blieb dicht an meiner Seite, nachdem er sich mit dem längsten Messer bewaffnet hatte, das unser Lagerbestand aufwies, und mit einer Wegart. Er schüttelte sie wie ein Jndianerhäuptling und grinste vor Aufregung, dann begann er das Meckern einer Ziege so täuschend nachzuahmen, dass mir zum ersten Mal mit ganzer Klarheit vor Augen trat, dass wir hier das grosse Raubtier erwarteten.

Es war vielleicht eine Stunde vergangen, und ich begann bereits die Geduld zu verlieren, als plötzlich unter meinen Augen, jenseits des Fensterbretts, das Mondlicht erlosch. Ich dachte zuerst an alles andere, merkwürdigerweise nur nicht an den Panther, zumal sich nichts mehr rührte, weil das Tier mit seinem letzten Schritt Witterung von uns bekommen haben musste. Und nun erkannte ich die grosse Katze unmittelbar vor mir, niedriger zwar, als sie in meiner Vorstellung lebte, und merkwürdig farblos, aber ich unterschied deutlich die geschmeidige Belebtheit der schönen Rückenlinie und den herrlichen Katzenkopf, der mir mit halbgeöffnetem Rachen zugekehrt war. In diesem Augenblick brach ein Geräusch aus den zurückgezogenen Lippen hervor, das mein Blut erstarren machte, es war ein fauchendes Schnarchen, überlaut und von einem Zorn und einer Angst hervorgestossen, die den Willen bannten. Ich erinnerte mich, dieses hässliche und zugleich so überwältigende Fauchen in meiner Kindheit im Tiergarten am Käfig des Tigers gehört zu haben, wenn der Wärter nahe an den Stäben vorüberschritt. Nun trennte mich allerdings auch in diesem Augenblick ein Gitterwerk von dem Raubtier, aber der Grimm dieser Stimme erweckte die Vorstellung einer so unmittelbaren Nähe, dass auch die stärksten Eisenstäbe kein Vertrauen eingeflösst hätten.

Ich entsinne mich nicht mehr, ob ich die Büchse im Anschlag hatte oder ob ich sie emporriss, jedenfalls zielte ich, ohne das geringste Zutrauen zur Wirkung meines Geschosses, zwischen die Augen, die ich deutlich unterschied, wobei ich mich mehr auf die natürliche Fähigkeit der Arme verliess, dem Lauf die notwendige Richtung zu geben, als auf das Visier, und drückte, wahrscheinlich viel zu rasch, beide Läufe ab.

Ich hörte ein Geräusch am Boden, als spränge das Tier in diesem Augenblick vom Hausdach herunter vor mich hin, gleich darauf zerkrachte wie ein Zündholz einer der Fensterstäbe unter einem furchtbaren Tatzenhieb. Dann wurde es ruhig vor mir und leer, wir hörten den rollenden Widerhall der Schüsse von den Bergen her, sie polterten bellend von Felswand zu Felswand, rollten durch die Täler und verhallten endlich fern in der Mondnacht wie zwei gehetzte, klagende Brüder auf der Flucht.

Die erste deutliche Empfindung, die mich zu mir brachte, war das Schmerzen meiner Hand, mit der ich den Revolver so fest umklammerte, als ob ich mit dem ganzen Körper daran hinge. Ich erinnerte mich nicht mehr, ihn ergriffen zu haben, lockerte aber nun aufatmend die Finger und gewahrte, dass ich am ganzen Körper zitterte wie im Frost. Ich habe später in Kanara und Maisor noch manchen Panther erlegt, auf Reisfeldern, in Bäumen auf der Lauer liegend und in Felsschluchten, aber nie wieder durchschüttelte mich, selbst bei weit grösserer Gefahr, ein annähernd so starkes Fieber des Entsetzens und der Hilflosigkeit. Ein unzulänglicher Schutz ist oft bei weitem beängstigender als die volle Gewissheit einer schrankenlos wirkenden Gefahr, und nicht nur, wenn es sich um einen Panther handelt. Es mag hinzukommen, dass es in der Tat überwältigend ist, plötzlich zum erstenmal dieser grossen Katze Auge in Auge gegenüberzustehen, deren Ankündi-

gung aus geheimnisvoller Nachtfinsternis man monatelang vernommen hat, und aus der die Phantasie in unablässiger Beschäftigung ein bei weitem schlimmeres Fabelwesen erschaffen hat, als der Panther es in Wirklichkeit ist.

Er ist im Grunde sehr scheu und fällt fast niemals Menschen an, selbst Kinder nicht, wenn ihn nicht die äusserste Not des Hungers oder die Bedrängnisse der Treibjagd nötigen. Im gesättigten Zustande weicht er stets der Begegnung mit dem Menschen aus, und er mordet nicht mehr, als zur Erhaltung seines Daseins erforderlich ist. Alle Hirten, die wir in Malabar vom Tiger oder Panther erzählt haben, stimmen in ihrer Erfahrung darin überein, dass diese Katzen sich mit dem begnügen, was sie brauchen; unter gewöhnlichen Verhältnissen nimmt der Panther eine Ziege aus der Herde, schleppt sie davon, sättigt sich und überlässt die Reste seiner Beute neidlos den Hyänen, die fast immer in seiner Gefolgschaft zu finden sind und die er nur dann angreift, wenn der äusserste Hunger ihn nötigt.

Wir fanden den erlegten Panther in der Morgendämmerung in den Aloen. Der Boden umher war zerwühlt und im Todeskampf aufgerissen worden, aber das grosse Tier lag jetzt ruhig, fast friedlich da, ohne Entstellung und ohne Spuren eines Todeskampfes. Ich fand nur den Weg der einen Kugel, die hinter dem Ohr in den Nacken gedrungen war und den Wirbel zerschmettert hatte. Die Augen waren geschlossen, was man sehr selten bei einem erlegten Tier findet, und das schön geschnittene Maul, in einem wehmütigen und beinahe zärtlichen Ernst, war ein klein wenig geöffnet, wie von einem letzten Todesseufzer bewegt.

Seltsam harmonisch, fremdartig und zugleich im Sinn dieses Landes vertraut und notwendig, hoben sich die stacheligen blaugrünen Blätter der Alowstauden von der gelben Färbung des Fells ab. Ich vergesse diesen Anblick niemals, der sich mir so entscheidend in die Seele einprägte, als erfasste ich zu dieser Stunde zum erstenmal mit ganzer Inbrunst den unnennbaren Be-

griff Indien, den der Pinsel keines Malers und das Wort keines Dichters in seiner ganzen Fülle und Eigenart zu vermitteln vermögen.

Panja war den ganzen Morgen über schweigsam, ein mächtiger Herr der Berge war gestorben. Ich trug mich den Tag hindurch mit eigenartigen Gedanken, und zuweilen war mir zumut, als sei eine arge und sinnlose Willkür geschehen, als habe ich einen Eingriff in die Pracht und Mannigfaltigkeit der Schöpfung getan, die mit dem Aussterben der grossen Katzen in Indien langsam um ihre vollkommensten Resultate geschmälert wird.

1.

FUCHS UND MARDER.

Eines Tages kamen zwei Wildenten den Bach hinunter geschwommen, ein vergnügtes Paar. Sie liessen sich treiben und machten sich hier und da am Schilf zu schaffen, wobei sie so lange gegen den Strom rudern mussten, um nicht fortgetrieben zu werden. Ihr Schnattern füllte die warme Luft, zu allem, was sie erlebten oder fanden, musste eine Bemerkung gemacht werden. Das Schilf stand schon ziemlich hoch, es war recht heimlich an den Ufern, das treibende Wasser schimmerte grün, und vom Sonnenschein zitterten überall goldene Tellerchen und Lichtstreifen. Im Lindenschatten der Waldwiese war es über dem Wasser am schönsten, das Licht war dort geheimnisvoll gedämpft, und die Blätter des Baums spiegelten sich in der Flut, sie zitterten und flatterten im Wasser, als ob der Wind sie bewegte.

Die Ente machte Halt, suchte Grund für ihre breiten Schwimmfüsse und blieb dicht am Ufer stehen.

"Ich werde hier einen Augenblick verweilen", sagte sie zu ihrem Gatten und schüttelte sich. Ihr Mann sah hinüber, nickte ihr zu, kam dann auch und stellte sich neben sie.

"Darüber fällt es einem mal wieder ein", sagte er in bester Laune, "was wir Enten alles können. Es gibt kein Tier, das so viel kann, man darf sie alle nacheinander durchdenken, es findet sich keines, das zugleich schwimmen und fliegen, auf dem Trockenen gehen und im Wasser sitzen kann. Denke an die Fische, meine Liebe", fuhr er fort, "sie können schwimmen, das ist wahr, aber nur unten. Hast Du einmal einen Fisch gesehen, der schwamm, während er den Kopf aus dem Wasser streckte?"

"Wenn du von Fischen sprichst", antwortete die Ente, "so muss ich immer an die kleinen denken, die man essen kann, wenn es einem gelingt, sie zu fangen."

Aber ihr Mann liess sich nicht stören.

"Du bist so sprunghaft in deinen Gedanken", sagte er, niemals kannst du bei einer Sache bleiben. Höre jetzt genau zu."

"Du sprichst ja auch von verschiedenen Sachen", antwortete seine Frau, "hast du nicht vom Schwimmen, Fliegen und Gehen zugleich gesprochen?"

"Ich habe von den Eigenschaften der Enten gesprochen, meine Liebe, und nicht vom Essen. Für dich haben, scheint es mir, nur Dinge Bedeutung, die man hinunterschlingen kann."

"Isst denn etwa du selber nichts?" fragte seine Frau und schüttelte ihren Schnabel, als ob sie den ganzen Kopf fortschleudern wollte. "Du hast einen Appetit, von dem man überall spricht, wo du bekannt geworden bist."

"Aber natürlich, Liebe ... "

"Nun, siehst du? Was ist also?"

"Ach Gott ... " sagte der Enterich.

Sie waren schon lange zusammen, die beiden, und lebten eigentlich recht glücklich miteinander, das hätte niemand anders sagen können, aber ohne Zweifel war der Enterich eine Natur, die die Dinge gern beschaulich betratete. Er machte sich seine Gedanken über dies und das und sprach sie nachher auch so aus, damit sie nicht umsonst gedacht worden waren. So kam es, dass er sich oft mit allerlei beschäftigte, was nicht unbedingt zu den praktischen Lebensfragen gehörte. Seine Frau dagegen hielt sich mehr an das, was man wirklich unter die Flügel oder in den Schnabel nehmen konnte. Das war ihm oft schmerzlich, gewiss, aber er hatte doch ein verständiges Einsehen dafür, dass man mit Gedanken allein keine Würmer aus dem Ufersumpf ziehen konnte, und dass einem kein junger Frosch in den Schnabel schwamm, weil über diesem Schnabel ein gediegener Gedanke über das Leben entstanden war. Aber kleine Reibereien gab es natürlich doch; denn Leute,

die oft und gern über das Leben nachdenken, halten meistens viel von ihren Gedanken, und haben gern, wenn man sie anhört und auch etwas davon hält.

"Also, Liebe", fuhr er nun fort, "nun höre mir einmal zu. Ich habe nicht die Absicht gehabt, mit dir über das Essen zu streiten, sondern ich wollte dir einmal wieder so recht deutlich ins Bewusstsein bringen, was für ein gesegnetes Geschlecht im Grunde wir Enten sind. Das erhöht die Lebensfreude, meine Gute."

"Ja, aber meinst du denn", entgegnete die Ente, "dass wir Lebensfreude empfinden, wenn wir nichts zu essen hätten?"

"Himmel und Wolkenbruch", rief der Enterich, "jetzt hältst du aber den Mund!"

"Ach, du lieber Gott", schluchzte die Ente, nun wirst du grob und beschimpfst mich, während ich nur das Beste gewollt habe. Sag' wenigstens nicht Mund, sondern Schnabel, wie es sich für eine anständige Ente gehört."

"Wenn du ihn hältst, so will ich ihn nennen, wie er heisst, aber begreife endlich, was mir im Sinn liegt! Schon als ganz kleines Tier war ich so, dass ich längere Zeit über alles nachdenken musste, was ich sah oder erlebte; wenn ich dir schildern könnte, wie tief mir alle Eindrücke gegangen sind! Das Schilf in der Sonne, die Flussfahrt durch den Kiefernwald oder der erste Flug über Land. Vom Tauchen schweige ich, ich dachte damals im durchsichtigen Wasser, kein Tier ist so glücklich wie eine junge Ente. Den Schnabel im Morast und die Beine gegen die Sonne, ach, Liebe ... "

Die Ente betrachtete ihren Gatten, wie er da stolz und fest im Uferwasser sass, und wie die kleinen Bachwellen die herrlichen blauen Streifen seines Flügels bspühlten; die Beine schwammerten rötlich durch die Flut, und der ungemein wohlwollende Ausdruck seines klugen Gesichts söhnte sie aus.

"Sprich nur weiter", sagte sie freundlich, "es schadet ja nichts."

"Es schadet nichts ... " wiederholte der Enterich langsam, und dann schwieg er. Aber mitten in seinem Groll kam ihm in den Sinn, dass seine Frau in diesem Frühjahr ihre Jungen gegen einen Habicht verteidigt hatte; sie, das kleine, schwache Tier, ohne Krallen und mit einem stumpfen Schnabel, der nur zum Wühlen im Schlamm und bestenfalls zum Festhalten eines kleinen Fisches oder eines Wurms geeignet war. Sie war dem Raubvogel mit einem wilden Geschrei entgegengeflogen, das er noch niemals von ihr gehört hatte, und ihre Flügel peitschten die Luft, dass es sauste. Das Herz des Enterichs schlug, als er an diesen Augenblick dachte, die Jungen hatten Zeit gehabt, ins Schilf zu flüchten, und dann plötzlich, als alle in Sicherheit waren, war seine Frau so rasch im Wasser verschwunden, als hätte ein grosser Hecht sie hinabgerissen. Später hatte sie rasch ihre Kleinen wieder gefunden, und sie waren ihnen erhalten geblieben, die acht.

"Nun gut", sagte er, "ich werde also weitersprechen."

Aber es kam nicht dazu, denn es geschah etwas sehr Merkwürdiges: Über ihnen wurde ein feines Klatschen hörbar, und eine helle Stimme rief:

"Fliegt auf! Fliegt auf!"

Nun, das taten die beiden Enten sogleich mit lautem Geschrei und Flügelschlagen, so dass das Wasser aufspritzte und das Schilf rauschte. In der Natur warnen alle befreundeten Tiere einander durch Zurufe, und da die Enten die Stimme verstanden hatten, folgten sie sofort der Warnung. Sie wussten nicht, dass es der Elf gewesen war, der in die Hände geklatscht hatte, und noch weniger ahnten sie, weshalb er es getan, und in welcher entsetzlichen Gefahr sie geschwebt hatten. Denn kaum machten ihre Flügel den ersten wichtigen Schlag, der sie emporriss, als durch das Schilf mit einem langen Satz der Fuchs aufsprang und ihnen enttäuscht und zornig nachschaute. Er

hatte sie bis auf knapp drei Entenlängen bereits erreicht, niemand kann leiser durch das Schilf schleichen als ein Fuchs, aber mit dem Elfen hatte er in keiner Weise gerechnet.

"Was fällt Ihnen ein?" rief er grimmig empor zu dem Ast, auf dem der Elf sich schaukelte und lachend zu ihm niedersag. "Glauben Sie, ich jage hier zu meinem Vergnügen? Wie kommen Sie dazu, sich in meine Angelegenheiten zu mischen?"

Wie böse er dreinschaute! Sein kluger Kopf mit der schmalen, langen Schnauze und den lebhaften dunklen Augen sprühte geradezu von Kraft und Hass, die herrliche Farbe zeichnete sich klar vom grünen Untergrund des Schilfs ab, und die prächtigen hohen Ohren waren weit zurückgelegt, was ihm oft passierte, wenn er ärgerlich war. "Kommen Sie nur herunter, Sie weisses Federvieh, ich reisse Sie in Stücke, dass Sie auffliegen wie Pusteballen vom Löwenzahn. So was!"

Da schwang sich der Elf ins Schilf nieder und setzte sich gerade vor die Nase des Fuchses auf einen Halm, dicht vor die blitzenden weissen Zähne die gefährlich aus den schmalen schwarzen Lippen hervorblitzten. Der Fuchs prallte zurück. "Sie sind mir zu hell", sagte er bestürzt, "Sonst ... nun, Sie würden etwas erleben!"

Der Elf strich sein Haar zurück. Er hätte nie geglaubt, dass der Fuchs ein so schönes Tier sei. "Sei nicht mehr böse", sagte er, "ich weiss selbst nicht, wie es über mich gekommen ist, ich habe im Augenblick nur an die Enten gedacht, sie taten mir leid. Natürlich bist du im Recht, auch du willst leben."

"Allerdings", sagte der Fuchs befangen. Er starrte den Elfen an, als sähe er ein Wunder.

"Wer sind Sie?" fragte er, und seine runden Augen unter der gerunzelten

Stirn drückten in gleichem Masse Erstaunen wie Bewunderung aus. "Hell wie der Himmel, ein kleiner Mensch und zugleich ein geflügeltes Wesen sind Sie! Er schüttelte den mächtigen Raubtierkopf, in dessen Rachen der Elf in einen Augenblick hätte verschwinden können. Aber seine Unbefangenheit und seine Schönheit beschwichtigten den Zorn des Fuchses völlig, wie Schönheit und Unbefangenheit in der Welt nun einmal die stärksten Waffen gegen das Böse sind.

"Ich bin ein Elf. Danke dir, ich sass dort im Busch, als die Enten kamen, und hörte ihnen zu. Kannst du verstehen, dass ich Teilnahme für die Tiere fühlte, da ich ihnen doch längere Zeit gelauscht hatte? Es geht einem zuweilen so, und ich hätte sie nun nicht unter meinen Augen sterben sehen können."

Der Fuchs hörte kaum zu, die Enten waren ihm völlig gleichgültig geworden. Als ob er nicht Enten fangen könnte, so oft er wollte, aber ein Elf sass vor ihm, ein Blumenelf! Er hatte bisher auf das bestimmteste geglaubt, Elfen kämen nur in alten Geschichten vor, in Märchen oder bestenfalls nachts im Mond über den Blumen, dann weiss man nie recht, was Wirklichkeit oder Traum ist, denn in seinem geisterhaften Licht werden alle Dinge geheimnisvoll. Aber nun sass dort in der hellen Sonne, im Grünen, lebhaftig ein Elf vor ihm; es war sicher einer, soviel wusste er auch, was sollte denn dieses zarte Lichtwesen sonst sein, die Geschöpfe des Waldes kannte man doch. Was ihn aber am meisten in Erstaunen setzte, war die Tatsache, dass der Elf nicht im geringsten ihm misstraute oder ihn fürchtete. Kannte er denn seinen Ruf nicht, alle die bösen Geschichten, die die Waldleute sich über ihn erzählten, über seine Tücke, seine Schlaueit und seine Raubgier? Kein Tier der Wälder war gefürchteter und gehasster als er, und nun sass dieser kleine Himmelsbote vor ihm, als sei er seinesgleichen. So

7

dachte sich der Fuchs: Es ist schon besser, ich zeige mich gleich so böse wie ich bin, als ein schlauer Räuber und mächtiger Waldherr, später erfährt der Elf es ja doch, und ich erlebe, was ich so oft erlebt habe, dass er mir weder traut noch glaubt und sich enttäuscht von mir abwendet. Es ging ihm, wie es oft gescholtenen Leuten bisweilen ergehen kann, er hatte die Lust daran verloren, anders als böse zu erscheinen. Und so sagte er denn und knurrte mürrisch:

"Ich bin der Fuchs, Reiner heisse ich, der Wald kennt mich."

Der Elf ahnte die Gedanken seines neuen Bekannten nicht. Ganz hingekissen von Entzücken, trat er dicht an ihn heran und strich mit der Hand über das warme, weiche Fell, das in der Sonne glänzte und so sorgsam gepflegt war, dass auch nicht ein Härchen hervorstand.

"Herrlich", sagte er, "ganz herrlich!" Er konnte sich nicht sattsehen an diesem wohlbestellten Körper, der schmal und zugleich kräftig war, geschmeidig und anmutig. Die hochstehenden spitzen Ohren waren aussen von tiefstem Schwarz und innen weiss, ebenso war die Brust von reinstem Weiss, und die schlanken Pfoten an den feinen Gelenken verrieten ihr Geschick sowohl zu leisem Tritt wie auch zu wuchtigem Sprung. Der breite buschige Schwanz war sicher seine schönste Zierde, er lag rund im Gras, an den Körper angeschmiegt, und leuchtete geradezu in seiner roten Waldfarbe.

"Du bist der Mächtigste im Wald", sagte er leise, fast als spräche er zu sich selbst, "niemand vermag dir zu widerstehen."

Der Fuchs war sehr überrascht, dass ihm diese Tatsache nicht, wie gewöhnlich, zum Vorwurf gemacht wurde.

"Es ist wahr", sagte er und lächelte ein wenig überlegen, aber durchaus nicht böse. "Ich tue, was ich will, aber dadurch habe ich noch bei niemandem Gefallen erregt."

"Jeder lebt auf seine Weise", sagte der Elf nachdenklich. "Hast du keine Feinde, die du fürchtest?"

"Den Menschen", antwortete der Fuchs, "sonst möchte ich wissen, wer es wagt, mir in den Weg zu treten."

"Gestern sah ich den Bussard", erzählte der Elf, "der grosse Raibvogel flog zwischen den Baumstämmen dahin, lautlos und gewichtig, und suchte den Boden ab. Wenn erenun dich fände, was würde geschehen?"

Der Fuchs lachelte. "Er würde sich besinnen, ehe er mir zu nahe käme", sagte er, und in seinen Augenblitzte ein böses Licht auf, "aber im allgemeinen lassen wir einander unsere Wege, der Wald ist reich. Ausserdem gibt es Taubenschläge, Enten- und Hühnerhöfe, Koninchenställe und Gänse auf den Wiesen." Er blinzelte dem Elfen zu, aus seinen Augenspalten kam ein schräger, verschlagener Blick. X

"Du bist schlau", sagte der Elf und schaute dem grossen Gefährten in die wachen Augen, "mit dir ist nicht leicht zu streiten, du siehst die Dinge so, wie sie dir recht sind, und was dir nicht gefällt, das nennst du die Fehler der anderen. Aber ich habe doch recht, das letzte Ziel des Lebendigen ist eine grosse Harmonie, eine Freude ohne Ende."

"Willst du darauf warten?" fragte der Fuchs. Aber er achtete nicht auf die Antwort, er wandte den Kopf blitzschnell zur Seite, denn es raschelte im Gebüsch. "Eine Maus", sagte er leise und hob den Vorderfuss.

"Woher weisst du das?" fragte der Elf.

"Ich höre es", antwortete der Fuchs einfach. Es schien, als wäre er auf seine scharfen Sinne nicht einmal besonders stolz. "Lassen wir sie", meinte er und ging weiter, "das muss eine schlechte Zeit sein, in der der Fuchs Mäuse frisst."

"Siehst du", sagte sein Gefährte leise.

"Was soll ich denn sehen?"

Der Elf antwortete: "Und viel später wird es eine Zeit geben, welche

Zu Seite 8 X

Sie schritten miteinander den Bach entlang aufwärts. Die Nachmittags-
sonne schien durch die Kiefern durch einen feinen grauen Schleier, den sie
golden färbte, so dass die Stämme wie in einem Traumland standen. Es war so
kühl und still, dass die Augen sich nicht bewegen mochten, als müsste das
friedliche Bild des Waldes sich so bunt in ihnen spiegeln, wie es in der
Luft entstand. Die ersten Krähen zogen heim, man hörte ihre Stimme über
sich in der Höhe.

schlecht nennt, wenn nur ein Wesen noch das andere bedrängt. Immer höher und höher entwickelt die Natur ihre Geschöpfe."

"Dass du das alles gerade mir sagst, finde ich besonders freundlich", meinte der Fuchs. Er sah auf und lauschte. "Entschuldige mich einen Augenblick", bat er, "siehst du dort drüben den bemoosten alten Baumstumpf? Der Ort ist mir schon lange verdächtig, aber ich komme nicht hinter sein Geheimnis. Gestatte, dass ich eben hinüberschaue, es liegt ein Geruch in der Luft der mich erregt."

Er trabte über das Moos unter die Stämme, man vernahm keinen Laut; selbst ein Schmetterling, der sich auf einer Brombeerblüte niedergelassen hatte, erhob sich nicht. Der Elf begleitete den Fuchs, wie eine wehende weisse Blüte glitt er durch den rötlichen Abendsonnenschein.

Er sah, wie der Fuchs vorsichtig den Baumstumpf umschritt, der Ausdruck seines Gesichts war gespannt, und besorgt, und plötzlich legte er beide Ohren zurück, und sein Körper nahm eine drohende Haltung an. Es schien nun nicht mehr so, als spürte er einer Beute nach, sondern als erwartete er einen Feind. Er wandte sich nach dem Elfen um, schien etwas sagen zu wollen, zögerte aber und schwieg. Seine schwarze Nase arbeitete ohne Unterbrechung, als sei sie ein kleines Wesen für sich, seine Augen funkelten hart und böse, und er schlich so tief am Boden dahin, dass er fast um die Hälfte kleiner erschien.

Unter zwei gewaltigen Wurzelansätzen war der Eingang zu einer Höhle sichtbar, die durch den ausgehöhlten Stumpf tief in die Erde zu führen schien. Der Fuchs prüfte die beiden Ausgänge, die auf diese Art seitlich und nach oben hin entstanden, und schnupperte den Boden ab. Es war eine deutliche Fährte im Moos erkennbar, die ins Dickicht lief. Nun horchte der Fuchs, er hielt den Kopf schräg und hob den Vorderfuss. Und dann schien es,

als nähme eine heisse innere Erregtheit ihm plötzlich alle Vorsicht, er schien den Elfen und jedes Ding um sich her vergessen zu haben, und aus dem halbgeöffneten Rachen, dessen Zähne hinter den hochgezogenen Lippen blitzten, kam ein wütendes Knurren, das einen solchen Hass, so viel Kampfesgier und Zorn verriet, dass der Elf bis ins Herz erzitterte. Es wird einen grossen Kampf geben, dachte er bebend, welch ein Tier mag dort hausen? Noch als er in Zweifel und Sorge bedachte, ob er den Fuchs nicht bitten sollte, von seinem Vorhaben abzustehen, erklang aus dem Innern der Höhle eine feine eindruckliche Stimme von grosser Schärfe, man hätte fast glauben können, dass eine wütende Katze fauchte, und der Elf verstand:

"Geh weiter! Ich warne dich, oder du hast deinen letzten Gang gemacht!"

"Reiner", rief der Elf laut, "komm, ich bitte dich!"

Aber der Fuchs hörte nicht, seine Augen funkelten, als hätte er Feuer unter der Stirn, und sein ganzer Körper war in so hoher Anspannung, als zöge eine mächtige Hand einen Bogen bis zum Zerbrechen an. Trotzdem klang seine Stimme ruhig, als er antwortete:

"Mit solchen Worten scheucht man Kaninchen, du Tor, du hast vor Angst den Verstand verloren; komm heraus, wenn ich dich nicht in deinem Loch erwürgen soll wie eine Maus."

Es blieb still. Der Fuchs stand so, dass er beide Ausgänge übersehen konnte. Diesen Augen und Ohren entging nichts. Der Elf empfand, dass kein Einspruch mehr nützen würde; hier war ein Hass entfesselt, der so alt war wie das Leben selbst, und solchen Gewalten der Natur gegenüber gibt es kein Hindernis, sie toben sich aus wie die Gewitter oder wie der Frühlingssturm, und wer nicht die Kraft hat, sein Leben im Kampf zu wahren, der muss es verlieren.

Gebannt von Entsetzen und Bewunderung sah er hinüber, und ohne dass er noch die Kraft besessen hätte, auch nur ein Wort über seine Lippen zu brin-

gen, wurde er Zeuge des furchtbarsten Kampfes, den er jemals in seinem Leben gesehen hatte. Wohl war er nach allem Vorangegangenen auf einen Angriff gefasst, auch ahnte er, dass er unversehends und plötzlich kommen würde, aber einen Ueberfall von solcher Wildheit, wie er nun jählings erfolgte, hatte er nicht für möglich gehalten.

Es schoss blitzschnell aus dem Dunkel der Höhle hervor wie ein fliegender Schatten, und nur an dem furchtbaren Anprall der beiden Körper erkannte er, dass dies heranstürmende Etwas ein Wesen von Fleisch und Blut war. Lange Zeit unterschied er nichts mehr als ein wildwogendes Knäuel, das sich ohne einen Laut, aber in unbeschreiblicher Erbitterung im Bodenlaub wälzte. Erst als die beiden Tiere sich für eine Weile losliessen, wie um Atem für ein erneutes Ringen zu schöpfen, sah er, dass es ein Marder war, den der Fuchs aufgestört und der ihn nun angefallen hatte.

Er sah kleiner und schwächer als der Fuchs aus, aber wie er jetzt dort im Laub hockte, an den Boden gedrückt, sprungbereit und den kleinen, bösen Kopf, in dem die Reihen der entblössten Zähne wie kleine weisse Sägen blitzten, bot er das Bild eines unheimlichen und einschüchternden Gegners, dessen Gewandtheit und Kraft unberechenbar erschienen und dessen Rautsinn und Blutgier denen des Fuchses um nichts nachstanden, ja von noch grösserer Tücke und Bosheit beherrscht sein mochten.

Wohl war der Fuchs grösser und sein Gebiss war mächtiger, wie auch seine Körperkraft grösser war, aber er bekam neben diesem geduckten Grimm seines Gegners beinahe etwas Harmloses. Der Elf konnte kein Auge von dem Marder wenden, er verstand den brennenden Hass, der diese beiden Tiere in eine ewige Feindschaft trieb, und jeder Versuch zu einer Versöhnung wäre einem kindlichen Vorhaben gleichgekommen.

"Einer von euch wird sterben", stammelte er zitternd.

Der Fuchs stand unbeweglich, als wäre er aus Holz geschnitzt, nur seine Rückenhasre hatten sich gesträubt, und in seinen Augen funkelte ein Feuer, so inbrünstig von Wut entfacht, dass es unmöglich schien, hineinschauen zu können. Aber die Raubtierblicke des Marders hielten diesen Augenstand; den seinen, die wie zwei stille, gelbe Edelsteine unter der harten Stirn lagen, entging keine noch so kleine Regung des Gegners, ja es erschien, als errieten sie, wie zwei geisterhafte Spiegel, jeden Gedanken des anderen.

Dieser Augenblick der scheinbaren Ruhe war von höchster Spannung, es tat einem fast weh, in diesem Zustand der Erwartung verharren zu müssen, und man fühlte sein Blut in tausend kleinen Hämmern überall arbeiten.

Da, wie ein Pfeil, der aus dem Hinterhalt abgeschnellt wird, fuhr plötzlich von unten her der Marder aufs neue zu, und diesem tückischen Angriff gegenüber erkannte der Elf zum erstenmal die Erfahrung und Klugheit des Fuchses in ihrem ganzen Umfang. Statt auf die jähe angreifende Bewegung des Marders einzugehen, verharrte er bewegungslos, sich dessen bewusst, dass er seinen Gegner Rachen an Rachen nicht zu fürchten hatte, und dass der Marder nur auf eine ungeschickte Wendung gehofft hatte, um die Kehle seines Feindes durchbeissen zu können.

Aber ehe der Elf einem neuen Vorgang mit den Augen folgen konnte, sah er die beiden Raubtiere sich in einem wildbewegten Knäuel am Boden wälzen. Es war nichts mehr deutlich zu unterscheiden, bald leuchtete das Rot des Fuchsfelles auf, bald sah er den hellen Brustfleck am dunklen Fell des Marders aufblinken, und schon glaubte er, der Fuchs habe die Oberhand gewonnen, als ein grässliches, wildes Geschrei die Waldstille weithin zerriss. Schrie der Marder? Schrien beide Tiere? Diese Laute waren furchtbar anzuhören, Schmerzen, Wut und Todesangst gelten heraus und eine Lebens-

gier, die alles um sich her vergass, den Wald, die Tiere, den Himmel und die Erde.

Da nahm der Elf zu seinem Schrecken wahr, dass es der Fuchs war, der schrie, und zugleich erkannte er, dass im Laub und im Moos rote und dunkle Flecken dort zurückblieben, wo das Knäuel der ringenden Körper sich vorübergewälzt hatte. War es möglich, dass der um so vieles kleinere Marder als Sieger aus diesem Kampf hervorgehen sollte? Nun erkannte er auch, dass sich der Marder im Hinterfuss des Fuchses verbissen hatte, und dass kein Zerren, kein Schütteln und Schleifen ihn zu lösen vermochten. Keine noch so rasche Wendung half dem schwerbehinderten Fuchs, immer war der Marder rascher im Entweichen, und sein Gebiss war wie eine Zange in das Fleisch des Fuchses geschlagen.

Und nun liess der Fuchs langsam in seinem Bemühen nach, er ermattete mehr und mehr, sein zorniges Schreien verstummte, und nach einer kleinen Weile sank er halb zu Boden. Der Elf hätte ihn verloren gegeben, wenn er nicht einen Blick aus den Augen des scheinbar durch seine Blutverluste so arg geschwächten Tiers aufgefangen hätte, einen raschen Blick, der aber auch nicht eine Spur von Ermattung oder Sterbensnot verriet, sondern eine Wachheit und Klarheit alles Sinne, als sei ihm nicht das kleinste Unheil widerfahren.

Aber der Marder liess sich täuschen. Ihm schien der Augenblick gekommen, seinem verwundeten Feind die Kehle zu durchbeissen, er liess das Bein des Fuchses fahren und fuhr zu, der weit vorgestreckte Kopf mit dem offenen Rachen sah wie das Gifthaupt einer grossen Schlange aus, so schlank und geschmeidig erschien es in dieser bösen, gierigen Hast. Aber da, es sah aus wie ein roter Blitz, schnellte der Fuchs herum, nun erkannte auch sein Gegner, dass er getäuscht worden war und dass der Fuchs alle Kräfte beisammen

hatte; doch ehe er zu neuer Besinnung kam, hatten die furchtbaren Zähne des Fuchses sich tief in seinen Hals gegraben. Man vernahm nur einen kurzen schrecklichen Laut von röchelnder Todeswut, dann wurde es still, und langsam hörten die Zuckungen des Körpers auf, den der Fuchs unter sich am Boden festhielt.

Erst als sich keine Regung des entfliehenden Lebens mehr wahrnehmen liess, löste er seine Zähne aus dem Hals des Feindes und sprang in einem weiten Satz von ihm zurück, immer noch wie in Sorge, dies, zähe, eigensinnige Räuberleben möchte sich trotz seiner Todeswunde zu einem letzten Biss aufraffen. Aber es geschah nichts dergleichen. Der Wald war wieder ruhig geworden, und kein Laut erinnerte mehr an das Kampfgeschrei, das ihn eben noch weithin durchklungen hatte. Nur ein paar Krähen kreisten hoch über den Wipfel der alten Bäume, unter denen der Marder starb.

Ein kleines rotes Bächlein rieselte aus seinem durchbissenen Hals ins Moos. Der Fuchs sah ruhig mit seinen klaren Augen hinüber und leckte sich die Lippen, sein breiter, roter Schweif peitschte das Laub, er sah zufrieden und stolz aus, auch nicht ein Schatten von Reue oder Mitleid trübte ihm den bösen Genuss seiner Kraft und seines Sieges. Seine Wunde beachtete er in diesen Augenblicken nicht.

Du mächtiger Herr im Wald, dachte der Elf, und sein Herz zitterte. Du kannst hassen und töten, geniessen und sterben, alles ist ~~denn~~ unvermindertes Recht.

Da erinnerte sich auch der Fuchs des Elfen, er sah hinüber und lachte "Nun", rief er, "was sagst du dazu? Ich habe gewusst, dass hier etwas nicht geheuer war, und ich suchte den Marder schon seit langem. Du hältst mich wohl für sehr böse?"

Der Elf strich sein Haar zurück und atmete tief auf.

"Ich halte dich für stark und klug", sagte er und presste die bebenden Hände zusammen. "Denk an mich und vergiss mich in deiner Freiheit nicht." Und er flog nach diesem Gruss auf und davon, das Herz von Erhabenheit und Bogen zerteilt.

Der Fuchs sah ihm so lange nach, als er ihn zwischen den Stämmen im Licht der Abendsonne erkennen konnte, und dachte: Er lässt mir, was ich bin und was ich habe, so möge auch er einmal empfangen, was sein Teil zu seiner Freiheit, das wünsche ich ihm.

Dem Beitrag aus dem "Himmelsvolk":

"Fuchs und Marder"

ist nachstehende Einleitung voranzustellen.

(petit coursiv)

Der Vollständigkeit der vorliegenden Sammlung wegen, habe ich, auf Wunsch des Verlags, zum Schluss des Buchs noch eine Episode aus dem Tiermärchen "Himmelsvolk" hinzugefügt. Es handelt sich hierbei wohlgerne um ein Erlebnis aus einem Märchenbuch, das sich naturgemäss in Stil und Darstellung von den vorangegangenen Erzählungen unterscheidet. Die Legende, die Fabel und das Märchen, zu denen das "Himmelsvolk" gehört, lassen nach uralter Tradition sehr wohl die Vermenschlichung des Tiers zu, die in den andern ausgewählten Erzählungen vom Autor streng vermieden worden ist.

R.M.B.

Zu
Freundschaften Jagden
und Kämpfe
43

Dem Beitrag aus dem "Himmelsvolk":

"Fuchs und Marder"

ist nachstehende Einleitung voranzustellen.

Der Vollständigkeit der vorliegenden Sammlung wegen, habe ich, auf Wunsch des Verlags, zum Schluss des Buchs noch eine Episode aus dem Tiermärchen "Himmelsvolk" hinzugefügt. Es handelt sich hierbei wohlgemerkt um ein Erlebnis aus einem Märchenbuch, das sich naturgemäss in Stil und Darstellung von den vorangegangenen Erzählungen unterscheidet. Die Legende, die Fabel und das Märchen, zu denen das "Himmelsvolk" gehört, lassen nach uralter Tradition sehr wohl die Vermenschlichung des Tiers zu, die in den andern ausgewählten Erzählungen vom Autor streng vermieden worden ist.

R.M.B.

HOCH-VERLAG GMBH.



DUSSELDORF

Verlagsbüro und Auslieferung:

Kronprinzenstraße 27/29

Fernruf 14042

Telegr.-Adresse: Hochverlag

Bankkonto: Bankhaus Trinkaus,
Düsseldorf, Konto Nr. 17083

Postscheckkonto:
Amt Köln Nr. 90047

Ihr Schreiben vom

Ihre Zeichen

Unsere Zeichen

Tag

Letztes Kapitel muss sein lt. Schreiben vom 27.12.1951:

"Fuchs und Marder"

Diesem Beitrag ist nachstehende Einleitung voranzustellen.

Der Vollständigkeit der vorliegenden Sammlung wegen, haben zum ^{Lw} Schluss unseres Buchs noch eine Episode aus dem Tiermärchen "Himmelsvolk" gewählt. Es handelt sich hierbei wohlgemerkt um einen Erlebnis-ausschnitt aus einem Märdhenbuch, das sich naturgemäss in Auffassung, Stil und Darstellung von den vorangegangenen Erzählungen unterscheidet. Da es sich aber um eine kleine Anthologie der Tierabenteuer von Walde-
mar Bonsels handelt, möchten wir unseren Lesern diesen Abschnitt aus dem "Himmelsvolk" nicht vorenthalten. Er möge die Auswahl vervollständigen und ergänzen und im Zusammenhang richtig verstanden sein. Die Legende, die Fabel und das Märchen, zu denen das "Himmelsvolk" gehört, dem dieser Tierkampf entnommen ist, lassen sehr wohl die Vermenschlichung des Tiers zu, wie denn das Märchen und die Fabel in gleicher Masse alle Freiheit gewähren, die Seele des Tiers auf solchem Wege in das Erlebnis-bereich der menschlichen Seele einzufügen."

Waldemar Bonsels